

Partikulargeschichte und Universalgeschichte — Bemerkungen zu einigen Handbüchern der Frauengeschichte¹

Gianna Pomata

Eine nicht eingepflanzte Leserin

Am 26. November 1791 schrieb ein sechzehnjähriges Mädchen das Wort „finis“ unter das Manuskript eines Werkes mit dem Titel „Die Geschichte Englands von Heinrich IV. bis zum Tode Karls I.“ Das Manuskript dieser *Geschichte Englands* ist uns überliefert, wie auch andere Jugendwerke der Autorin – es war Jane Austen. Wenn sich die Literaturkritik seiner annimmt – was selten genug vorkommt – dann bloß als frühes Beispiel jener satirischen Begabung, die das spätere Werk Jane Austens kennzeichnet. Die *Geschichte Englands* ist tatsächlich ein satirischer Text, eine glänzende Parodie der Geschichtsschreibung, wie sie einer Sechzehnjährigen bekannt sein mochte, nämlich aus der Lektüre trockener Handbücher.

Diese „History of England, by a partial, prejudiced and ignorant Historian“, wie es im Untertitel heißt, ist äußerst unterhaltsam. Jane Austen schrieb sie als kleine Vergeltung für die tödliche Langeweile, die beim Lesen von Geschichtsbüchern aufkommt, und der Hieb sitzt immer noch. Auch heute noch, nach zwei Jahrhunderten, löst sie – wenn sie GeschichtestudentInnen vorgelesen wird – ungetrübte Heiterkeit aus. Die Satire trifft nicht nur den Stil, sondern auch den Inhalt der Geschichtsbücher. Dieses sechzehnjährige Mädchen, das gerne über die Eigenheiten der Menschen lächelt, findet viel Lächerliches in den Eigenheiten der Historiker, in ihrer Art, das menschliche Leben zu beschreiben (oder zu verschweigen). Der erste Satz in Jane Austens *History of England* lautet:

¹ Die Originalfassung dieses Aufsatzes, „Storia particolare e storia universale: in margine ad alcuni manuali di storia delle donne“ ist erschienen in: *Quaderni Storici*, 74, Jg. 25 (1990), 341 – 387.

„Heinrich IV. bestieg 1399 mit großer Genugtuung den Thron von England ... Vermutlich war Heinrich verheiratet, da er ja vier Söhne hatte. Aber es ist mir unmöglich, den Leser zu informieren, wer seine Frau war.“²

Mit erstaunlicher Treffsicherheit legt dieses Mädchen den Finger auf eines der augenscheinlichsten und doch unsichtbaren Merkmale der Geschichtsbücher: die Abwesenheit oder zumindest Marginalität der Frauen. Jane Austen muß sehr viel über diese stillschweigende Regel der Geschichtsschreibung und über die daraus resultierenden Nachteile für die Geschichte gegenüber anderen literarischen Gattungen, wie dem Roman, nachgedacht haben. Jahre später wird sie in ihrem ersten großen Werk einen Vergleich zwischen Historie und Roman einbauen und in diesem Kontext ihrer Hauptfigur das berühmte Urteil über Geschichtsbücher in den Mund legen:

„Aber Geschichte, wirkliche, feierliche Geschichte! Der kann ich nichts abgewinnen. ... Ich lese sie aus Pflichtgefühl, aber es ärgert und langweilt mich nur. Auf jeder Buchseite streiten die Priester und Könige mit Krieg und Pestilenz; die Männer sind alle Taugenichtse, und von Frauen ist kaum die Rede — es ist sehr ermüdend.“³

Was hier ironisch angemerkt wird, ist nicht nur die praktisch vollständige Abwesenheit der Frau, sondern auch der keineswegs vorbildhafte Charakter der männlichen Hauptakteure auf der Bühne der Geschichte. Vielleicht hatte Jane Austen vor Augen, welchen Rat David Hume den Frauen für die Lektüre von Geschichtstexten gegeben hatte:

„Zu den wichtigen Wahrheiten, welche die weibliche Leserschaft aus der Geschichte lernen kann (hatte 1741 der große Philosoph und spätere Autor einer anderen 'History of England' geschrieben), gehören besonders zwei Tatsachen, deren Kenntnis für ihre Ruhe und ihren Seelenfrieden einigermaßen nützlich sein kann, und zwar zum einen dies, daß unser Geschlecht, wie auch das ihre, weit davon entfernt ist, aus perfekten Wesen zu bestehen, wie sie geneigt sind anzunehmen; und zum anderen dies, daß die Liebe nicht die vorherrschende Leidenschaft in der Welt der Männer ist, vielmehr häufig von tausend anderen Leidenschaften, wie Geiz, Ehrsucht und Eitelkeit verdrängt wird.“⁴

2 Jane Austen, *The History of England*, in der Ausgabe: R. W. Chapman Hg., *The Works of Jane Austen*, London und Oxford 1988 (1. Auflage 1954), Bd. 6, 139. Neben diesem Text von Jane Austen ist das einzige mir bekannte Beispiel einer Parodie der Historiographie die von einem Hofnarren Karls V., Francesillo de Zúñiga, verfaßte Chronik: A. de Castro u.a. Hg., *Cronica, Biblioteca de Autores españoles*, XXXVI, Madrid 1855, 9 – 54. Jane Austen hätte sich wohl darüber gefreut, neben einem Hofnarren in der Liste jener Autoren zu figurieren, die es gewagt haben, sich über den tierischen Ernst der Geschichtsschreibung lustig zu machen.

3 Jane Austen, *Northanger Abbey* (1818). Dt. Übers.: *Die Abtei von Northanger*, Frankfurt a. M. 1986, 111. Hier kritisiert Jane Austen ausdrücklich die unterschiedliche soziale Wertung von Geschichtsschreibung und Roman: „Während die Fähigkeiten des neunhundertsten Bearbeiters der Geschichte von England ... von tausend Federn gepriesen werden, unterschätzt und verspottet man die Leistungen eines Romanschreibers ...“ (35).

4 David Hume, *Of the Study of History* (1741), in: D. F. Norton und R. H. Popkin, *Hume*, Indianapolis 1965, 35 – 39. Nach 1760 strich Hume diesen Text als zu frivol aus der Neuauflage seiner „*Essays Moral and Political*“.

Wo Humes ironischer Blick den Leserinnen gilt, richtet Jane Austen ihre Satire gegen das Unternehmen Geschichtsschreibung selbst (oder eigentlich gegen die Verfasser von Handbüchern der Geschichte und ihre vergebliche Mühe).

„Ich bedauerte bisher die Geschichtsschreiber immer, weil sie soviel Arbeit für Folianten aufwenden, die meines Ermessens nur wenige freiwillig lesen und die nur zur Qual kleiner Buben und Mädchen dienen. Gewiß, es ist alles recht gut und notwendig, und doch habe ich mich oft über den Mut der Menschen gewundert, die eigens zu diesem Zweck schreiben.“⁵

Es ist hier nicht die Begrenztheit der geistigen Welt der Frauen (wie bei Hume), sondern die Pedanterie und thematische Enge der Historiographie, die mit feiner, aber luzider Ironie bloßgestellt wird. Die Stimme Austens ist nur eine von zahlreichen Frauenstimmen, die in der „Querelle zwischen Roman und Geschichte“, die das 17. und 18. Jahrhundert kennzeichnet, zugunsten des Romans eingreifen und die Geschichtsschreibung anklagen, eine beschränkte (und deprimierende) Sicht des menschlichen Lebens zu vermitteln. Wie es eine „Précieuse“ im gleichnamigen Roman von Abbé de Pure (1656) ausdrückt:

„Die Geschichte ist ein wüstes und unfruchtbares Land, welches der Aufruhr oder der Krieg mit Verwirrung und Lärm erfüllen. Sie lehrt nur zwei Dinge: Die Tyrannei der Großen und die Unterdrückung der Schwachen ...

Was mir die Freude an der Geschichte genommen hat, sind die Historiker. Es scheint mir, daß sie das Angenehme so wenig mit dem Wahren verbinden, und so selten das, was sie an Ernstzunehmendem sagen, auch gut sagen, daß mich ihre Lektüre immer eher bedrückt als befriedigt. Die meisten von ihnen rühmen sich einer gestrengen Aufrichtigkeit oder wenden diesem Ziel all ihre Aufmerksamkeit und Mühe zu, ohne sich darum zu kümmern, wie sie den Leser erfreuen können. Es scheint, sie achten nur auf das, was sie schreiben und nicht auf jene, die es lesen werden.“⁶

In dieser gegen die Historiker gerichteten Anklage wegen mangelnder Rücksicht auf den Leser drückt sich nicht das Unbehagen irgendeines Lesers aus, sondern das Unbehagen einer geschlechtsspezifisch definierten lesenden Person: eine *Leserin*. Die Polemik des 17. und 18. Jahrhunderts gegen die Geschichte scheint eine spezifisch weibliche Note zu haben. So zum Beispiel beschreibt 1715 Mary Astell, eine wichtige Vertreterin der feministischen Tradition, die schließlich in Mary Wollstonecraft gipfelt, die besondere Situation von Demütigung und Widerspruch, in der sich eine Leserin von Geschichtshandbüchern befindet:

5 Austen, Abtei, 112 (Dt.), wie Anm. 3.

6 Michel de Pure, *La précieuse, ou le mystère des ruelles*, Paris 1938, I, 138. Diese Worte werden einer weiblichen Figur, Aracie, im Verlauf einer Diskussion über die jeweiligen Vor- und Nachteile von Geschichtsschreibung und Roman in den Mund gelegt. Zur „querelle du roman et de l'histoire“ siehe auch G. May, *Le dilemme du roman au XVIIIe siècle*, New Haven 1963, insbesondere 136 – 161 und 204 – 246. Die Frage des weiblichen Standpunktes in der „Querelle“ ist neu zu untersuchen: Ich habe versucht, einige Anhaltspunkte für die Forschung in meinem zur Tagung „Gender and Historiography“, Groningen 1989, vorgelegten Papier „Battle of Genres or Battle of Genders? Revisiting the ‚Querelle du roman et de l'histoire‘“ vorzugeben.

„Wenn die Männer dem Verstand einer Frau besonderen Respekt erweisen wollen, dann empfehlen sie ihr, Geschichte zu lesen. Doch, in aller Höflichkeit, die Geschichte kann uns Frauen nur dazu dienen, uns die Zeit zu vertreiben oder Konversation zu machen, sie kann uns keine Verhaltensregeln geben oder in unseren Herzen den edlen Trieb der Nacheiferung erwecken (...) Es sind die Männer, die die Geschichte schreiben, und nur selten haben sie die Güte, jene guten oder großartigen Taten zur Kenntnis zu nehmen, die von einer Frau vollbracht wurden; und wenn sie es tun, dann mit der weisen Überlegung, daß Frauen durch solche Taten die Grenzen ihres Geschlechts überschritten haben.“⁷

Hier haben wir, klar ausformuliert, den Standpunkt einer Leserin, die sich völlig bewußt ist, daß die Geschichtsbücher nicht für Frauen geschrieben sind. Wir könnten auch sagen: einer Leserin, die sich bewußt ist, daß sich eine Frau bei der Lektüre von Geschichte in der Position eines „nicht eingeplanten Lesers“ befindet,⁸ eines Lesers am Rande oder gar außerhalb jenes Zielpublikums, das jeder Text, explizit oder implizit, ansprechen will. Geschichte zu lesen bedeutet für eine Frau oft die demütigende Situation, einen Diskurs anzuhören, aus dem sie ausgeschlossen bleibt oder für den sie irrelevant ist.

So betrachtet, drückt die Ironie Jane Austens gegenüber der Geschichtsschreibung meiner Meinung nach mehr aus als eine Polemik zwischen verschiedenen Literaturgattungen, nämlich die Antwort einer nicht eingeplanten Leserin (nicht eingeplant, weil Leserin) auf die Tatsache, daß die stillschweigenden Regeln der Historiographie rein männliche Regeln sind. Und vor allem erkennen wir in der Parodie auf die Handbücher der Geschichte in ihrer *History of England* viel mehr als das literarische Gesellenstück einer Sechzehnjährigen. Diese *History of England* scheint mir ein kostbares Dokument, das – wenn auch nur für einen Augenblick – den dunklen Raum erhellt, der sich vor uns auftut, wenn wir uns fragen, wie die Frauen Geschichte gelesen haben, oder genauer, wie Generationen und Generationen von Mädchen in der Zeit ihrer geistigen Bildung jene paradoxe und entwürdigende Erfahrung gemacht haben, einen Bericht über die Vergangenheit zu lesen, in dem der Frau jede Bedeutung als Akteurin abgesprochen wird.

Diese Erfahrung setzt sich heute noch fort. Auch meine Generation zum Beispiel hat sich ihr Geschichtsbild aus Büchern gebildet, in denen die spezifische Erfahrungswelt der Frauen nicht zur Sprache kommt oder in denen ihre Rolle als Trägerinnen der Veränderung als unwichtig abgetan wird. Auch die heute verfaßten und gedruckten Handbücher dürfen ungestraft darüber hinwegsehen, daß die Erfahrung des Menschen in verschiedene Erfahrungen zerfällt, welche nicht (oder nur

7 Mary Astell, *The Christian Religion as Profess'd by a True Daughter of the Church of England*, London 1705, 292 – 293. Zu Mary Astell siehe R. Perry, *The Celebrated Mary Astell*, Chicago 1986.

8 Judith Fetterley, *The Resisting Reader*, Bloomington und London 1978. Hier beschreibt Judith Fetterley die weibliche Erfahrung der Lektüre als Erfahrung der Entfremdung. Lesen bedeutet für eine Frau häufig den unbewußten Zwang, Standpunkte einzunehmen, die in tiefem Widerspruch zu ihren Erfahrungen und Interessen stehen. Zum Problem des „implizierten Lesers“ allgemein siehe Wolfgang Iser, *The Implied Reader*, Baltimore 1974. Eine Übersicht über die Verwendung des Begriffs in der feministischen Literaturkritik siehe J. Culler, *On Deconstruction*, London 1983, Kap. II.

scheinbar) mit dem Blick der Allwissenheit erfaßt werden können, der sich als Beschreibung objektiver Vorgänge aus gibt.

Ist meine Generation die letzte, die diese – paradoxe und entwürdigende – Erfahrung machen muß, ein Bild der Vergangenheit zu übernehmen, in dem die Frauen Randfiguren sind? Ich hoffe es, und meine Hoffnung stützt sich auf einige kürzlich erschienene Handbücher der Frauengeschichte. Ich möchte diese Bücher in einem weiteren Zusammenhang untersuchen als in jenem, in dem sie unmittelbar entstanden sind, also die Herausbildung der Frauengeschichte als spezifische Disziplin an amerikanischen Hochschulen (auch wenn dieser Kontext berücksichtigt werden muß). Meine Untersuchung hat ein umfassenderes Problem zum Gegenstand, nämlich jenes des Schweigens über die Frauen in der historiographischen Tradition unserer Kultur, ein Schweigen, das die Frauen selbst nun zum ersten Mal zu durchbrechen scheinen. Zum ersten Mal? Inwieweit ist der Gemeinplatz gerechtfertigt, daß die Frauen prinzipiell aus der Historiographie gestrichen waren?

Es lohnt sich meines Erachtens, diese Frage zu stellen, wenn wir Genaueres darüber erfahren wollen, welche Probleme sich bei dem Versuch ergeben, heute ein Handbuch der Frauengeschichte zu schreiben. Probleme des Verhältnisses zur Tradition vor allem, der Einteilung in Perioden und Kategorien, das Problem der konventionellen Erzählweise, die sich dagegen sperrt, Frauen in das Blickfeld zu heben. In zweiter Linie Probleme der Form, der schematischen Starre der Handbücher. Das traditionelle Handbuch der Geschichte ist ein klassisches Beispiel der allgemeinen Geschichte, die zumindest ihrer Intention nach einen universalistischen Ansatz enthielt. Paradoxe Weise stellten sich diese Bücher, trotz ihres offenkundig nationalistischen oder doch eurozentrischen Zuschnitts, als Ort der Synthese dar, wo sich der Forschergeist auszukristallisieren hatte in einer kompakten Erzählung von historischen Prozessen, die wichtig im allgemeinen und wichtig für alle waren. Was wir hingegen in den neuen Handbüchern der Frauengeschichte vor uns haben, ist sozusagen eine „partikularisierte“ Darstellung, die den Lauf der Geschichte ganz bewußt von einem spezifischen Standpunkt aus beleuchtet. Handelt es sich hierbei um einen tiefgreifenden Wandel der Gattung „Handbuch“? Wie stellt sich in einer Geschichte der Frauen das Verhältnis Partikulargeschichte – allgemeine Geschichte dar? Aber wenden wir uns zuallererst – wenn auch in fragmentarischer und provisorischer Form – dem wechselnden Geschick der Frauen als Gegenstand der Historiographie zu.

Gedächtnislücken gestern und heute

Eine Geschichte der wissenschaftlichen Disziplin „Geschichte“ mit ihren diversen Unterkategorien, welche die Präsenz oder Abwesenheit der Frauen als Gegenstand des Erinnerungswertes berücksichtigt, ist noch nicht geschrieben.⁹ Eine Geschichte, die sich solches zum Ziel setzt, könnte vielleicht mit der Behauptung Thukydidides' beginnen, wonach der Name einer Frau außerhalb der Mauern ihres Hauses nicht genannt werden solle. Hier scheint eine Norm des historiographischen Anstandes von einer Norm des sozialen Anstandes abgeleitet worden zu sein. Die Scheu der Athener vor der namentlichen Erwähnung einer anständigen Frau in der Öffentlichkeit findet sich zum Beispiel in der Gerichtspraxis: David Schaps hat darauf hingewiesen, daß bei Debatten vor Gericht die Männer es vermieden, eine Frau beim Namen zu nennen und stattdessen ihre Verwandtschaft mit einem Mann angaben. Nur Frauen mit zweifelhaftem Ruf werden in den Reden des Isokrates oder Demosthenes direkt genannt. Thukydidides berichtet uns, daß Perikles vor den Kriegerwitwen des Peloponnesischen Krieges sagte: „Der größte Ruhm besteht darin, von den Männern so wenig wie möglich genannt zu werden, und zwar im guten wie im schlechten.“¹⁰

Wir alle kennen den enormen Einfluß, den der literarische Stil der klassischen Geschichtsschreiber auf die westliche historiographische Tradition hatte, vor allem auf jene Tradition der politisch-militärischen Historie, welche so lange das Kernstück der europäischen Geschichtsschreibung ausgemacht hat. Auch noch im 20. Jahrhundert gibt es Kreise, die das Thukydid'sche Modell als Paradigma der Betrachtung der Geschichte als Feld des bewußten Handelns ansehen; Geschichte als Schilderung von Ereignissen, die direkt jener Aktivität entspringen, welche die Existenz des freien Menschen erst begründet, nämlich der Politik.¹¹ Bekanntlich war der Einfluß der klassischen Geschichtsschreibung – durch die Nachahmung der poetischen Sprache – vor allem formaler Natur. Jahrhundertlang zum Beispiel bauen die Historiker historische Persönlichkeiten auf bzw. aus, indem sie sie in direkter Rede Ansprachen vortragen lassen, die die verschiedenen Aktionsmöglichkeiten an einem bestimmten historischen Punkt darlegen, nach dem Vorbild von Thukydidides oder Polybios.¹² Verhält es sich mit der Regel, nach der Frauen nicht erwähnt werden dürfen, ähnlich? Ist das Verschweigen der

9 Susan Mosher Stuard Hg., *Women in Medieval History and Historiography*, Philadelphia 1987. Ein erster und ziemlich nützlicher Versuch, das Problem zu erfassen; enthält Essays über Frauen als Gegenstand der Historiographie in England, Italien, Frankreich, Deutschland und USA.

10 Thukydidides. *De bello peloponnesiaco*, 2. 45, 2, in der Ausgabe Boehme, Leipzig 1858, 119. D. Schaps, *The Woman Least Mentioned: Etiquette and Women's Names*, in: *Classical Quarterly*, N.S., XXVII, 2 (1977), 323 – 330.

11 R. Aron, *Thucydide et le récit des événements*, in: *History and Theory* I, 2 (1961), 103 – 128.

12 N. S. Struever, *The Language of History in the Renaissance*, Princeton 1970: Über die Reden bei Thukydidides, 17 ff., Polybios, 25 – 26, und deren Nachahmung in der humanistischen Historiographie, 131 – 140. Philip A. Stadter Hg., *Speeches in Thucydides*, Chapel Hill 1973.

Frau in der historiographischen Tradition die Folge davon, daß man(n) eine Anstandsregel zur literarisch-formalen Norm erhob?

Natürlich ist alles viel komplexer. Zunächst einmal ist die politisch-militärische Sichtweise nach klassischem Vorbild nur *ein* Aspekt, *eine* Gattung unter vielen (wenn auch eine äußerst wichtige). Die Antike selbst hat uns ein anderes und ebenfalls sehr einflußreiches Modell der Geschichtsschreibung überliefert: jenes von Plutarch, der in den *Mulierum Virtutes* in ausdrücklichem Widerspruch zu Thukydides die Forderung vertritt, sowohl die weibliche wie die männliche Tugend anzuerkennen und öffentlich zu loben.

„Was die Tugend der Frauen betrifft“ – sagt Plutarch am Beginn des genannten Werks – „so lehne ich die Meinung des Thukydides ab, wenn er – mit dem Argument, daß der Name einer anständigen Frau, wie auch ihre Person, in ihren häuslichen vier Wänden eingeschlossen bleiben soll – erklärt, die beste Frau sei jene, von der man am wenigsten außer Haus spricht, sei es nun, um sie zu tadeln oder um sie zu loben.“ Plutarch hingegen hält es mit der römischen Gewohnheit, Frauen und Männer nach ihrem Tod öffentlich und gleichberechtigt zu ehren, und bemüht sich, mit Hilfe einer „*expositio historica*“ zu beweisen, daß die Frauen genau wie die Männer zu erstaunlichen Taten fähig sind.¹³

Plutarch liefert das Modell für eine biographische Historiographie (wie werden später darauf zurückkommen, in welchem Sinn die Bezeichnung Historiographie gerechtfertigt ist), über die Frauen die Möglichkeit erhalten, in die Sphäre der *Memorabilia* einzutreten: die Gattung *Vitae berühmter Frauen*, die – so Natalie Davis – als die älteste Form der *Frauengeschichte* in der westlichen historiographischen Tradition anzusehen ist. Wir haben keine Geschichte dieser historiographischen Gattung und ihrer Weiterentwicklungen, auch wenn wir wissen, daß sie von der Antike bis zum 19. Jahrhundert lebendig blieb.¹⁴ Nachdem diese Gattung offensichtlich in einer Tradition der pädagogisch-moralischen Anwendung der Geschichte steht, die uns mit den wissenschaftlichen Ansprüchen der heutigen Geschichtsschreibung unvereinbar scheint, haben wir sie als fremd abgetan, als nutzlos bei unserem Versuch, eine „Geschichte der Frauen“ zu schreiben. Und dennoch wären diese Lebensbeschreibungen berühmter Frauen wichtig, um zu sehen, was als erinnerungswürdig im Leben der Frauen galt, und welches die wichtigsten Konventionen der Darstellung der weiblichen Identität waren. Diane Owen Hughes zum Beispiel verdanken wir eine interessante Beobachtung darüber, wie die Frauen in diesen biographischen Sammlungen geschildert werden. Sie spricht hier von einer „ikonischen“ im

13 Plutarch, *Mulierum Virtutes*, in: *Moralia*, 242, in der Ausgabe Cambridge, Mass. 1961, Bd. III, 475. Philip A. Stadter, *Plutarch's Historical Methods. An Analysis of the Mulierum Virtutes*, Cambridge, Mass. 1965.

14 Nathalie Zemon Davis, *Women's History in Transition: The European Case*, in: *Feminist Studies* III, 3/4 (1976), 83 – 84. I. MacLean, *Woman Triumphant: Feminism in French Literature, 1610 – 1652*, Oxford 1977, über diese Gattung in Frankreich im 17. Jhdt. I. Porciani, *Il Plutarco femminile*, in: Simonetta Soldani Hg., *L'educazione delle donne: scuola e modelli di vita femminile nell'Italia dell'Ottocento*, Mailand 1989, für das 19. Jhdt. in Italien. Eric Cochrane, in: *Historians and Historiography in the Italian Renaissance*, Chicago 1981, 394, beschränkt sich auf eine Bemerkung zum Thema „*Vitae berühmter Frauen*“.

Gegensatz zu einer narrativen Darstellung, d.h. die Frauen träten weniger als handelnde Subjekte in einem narrativen Zusammenhang auf (Narration als Schilderung von Handlungen in der Zeit), denn als zeitlose Vorbilder, bilderbuchhafte Porträts der Tugend. In die in Mittelalter und Renaissance entstandenen Sammlungen von *Vitae* berühmter Frauen, von Boccaccios *De claris mulieribus* bis zur *Cité des dames* von Christine de Pisan und der *Gynevera de le clare donne* von Giovanni Sabatino degli Arienti werden die Frauen laut Diane Owen Hughes nicht deswegen aufgenommen, weil sie mit ihren Taten ihre Zeit geprägt haben, sondern weil ihre moralischen Qualitäten als außerordentlich oder als für Frauen außergewöhnlich galten. Ihr Handeln wird nur insofern erinnenswert, als es eine moralische Tugend verdeutlicht und so der Zeit und der Geschichte entrückt ist (so gesehen wäre die Geschichte berühmter Frauen der Hagiographie näher als der Historiographie). „Die ständige Tendenz, Frauen als Heiligenbilder darzustellen und nicht als Figuren einer Erzählung – so Hughes abschließend – hat der historischen Präsenz der Frau mindestens ebenso geschadet wie die legalen Schranken, die ihr die Teilnahme am öffentlichen Leben verwehrt.“¹⁵

Diese These scheint mir jedoch nicht in allem überzeugend. Zwar scheint es, zumindest in den mir bekannten Beispielen aus dem 17. Jahrhundert, einen direkten Zusammenhang zwischen der Gattung „Berühmte Frauen“ und der Ikonographie zu geben, denn zahlreiche Werke dieser Gattung besitzen die formale Struktur einer Gemäldegalerie und sind auch mit Illustrationen versehen, z.B. die *Galeria delle donne celebri* von Francesco Pona (1625) oder die *Gallerie des femmes fortes* von Le Moyne.¹⁶ Aber auch die „Berühmten Männer“ konnten als Sammlung abstrakter Tugenden dargestellt werden.¹⁷ Die These von D. O. Hughes kann nur im Vergleich zwischen der Lebensbeschreibung großer Frauen und dem entsprechenden Pendant „Biographie großer Männer“ verifiziert werden. Möglicherweise war die ikonographische Tendenz eher Bestandteil der biographischen Dimension als solcher und nicht so sehr ein spezifisches Merkmal des Frauenbildes. Um das zu klären, bedürfte es jedoch einer eigenen Forschungsarbeit.

Es gibt jedoch einen anderen, viel wichtigeren Einwand gegen die These von D. O. Hughes: bei allen Beschränkungen hatte die Gattung „Berühmte Frauen“ zumindest das Verdienst, den Frauen den Zugang zur Sphäre der Memorabilia zu erhalten. Wie wir gesehen haben, war es die Absicht Plutarchs gewesen, mit Hilfe von historischen Beispielen zu zeigen, daß Männer und Frauen Zeugnis der selben Tugenden ablegen können, indem er „ihre Leben und Taten nebeneinander stellte, um sie zu vergleichen, wie man Kunstwerke miteinander vergleicht“. Auch wenn es in *Mulierum Virtutes* keine ausdrückliche Gegenüberstellung der Geschlechter gibt, so ist es klar, daß Plutarch beabsichtigte, die mit den

15 Diane Owen Hughes, *Invisible Madonnas? The Italian Historiographical Tradition and the Women of Medieval Italy*, in: Stuard, *Women*, 29, wie Anm. 9.

16 Vgl. MacLean, *Woman Triumphant*, 211 – 213, wie Anm. 14.

17 Entsprechende Belege in: Cochrane, *Historians and Historiography*, 409, wie Anm. 14, bezüglich der Renaissance-Sammlungen von *Vitae* berühmter Männer. Ich danke Giancarlo Angelozzi für den Hinweis auf diese Frage.

Vitae großer Männer bereits vertrauten Leser zu dieser Art Vergleich anzuregen.¹⁸

Die von Plutarch geschilderten Beispiele weiblicher Tugend sind nicht etwa Gehorsam dem Gatten oder dem Vater gegenüber, auch nicht die heroische Keuschheit, die in der christlichen weiblichen Hagiographie so im Vordergrund steht,¹⁹ sondern vielmehr die kriegerische Tapferkeit oder mutiges und entschlossenes Reagieren auf eine persönliche Schmach (häufig eine Schändung) oder auf den Übermut eines Tyrannen. Was Plutarch unterstreicht, ist vor allem die Fähigkeit der Frau, genauso wie ein Mann Mut zu beweisen, Mut als heroische Tugend. Die polemische, egalitäre Absicht, beide Geschlechter als gleich würdig hinzustellen, ist also schon im Plutarch'schen Modell angelegt und scheint ein konstanter Zug dieser historiographischen Gattung zu bleiben. Dies wird durch die Tatsache bewiesen, daß in der westlichen Geschichtsschreibung diese Gattung viele der wichtigsten Werke hervorgebracht hat, in denen die Würde des weiblichen Geschlechts verteidigt wird, von der *Cité des dames* (1405) bis zu Madeleine und Catherine des Roches und Madame de Villedieu, die in ihren *Annales galantes de Grèce* (1687) den Anschluß sowohl an die *Mulierum Virtutes* als auch an die damals gerade aktuelle „Querelles des femmes“ findet. Bei den Renaissance- und Barockschriftstellerinnen, die sich an dieser Querelle beteiligen,²⁰ finden sich Listen berühmter Frauen, die auf die eine oder andere Art bewiesen, daß die ihnen von Sitte und Gesetz auferlegten Grenzen überschritten werden können. Auch wenn die *Geschichte berühmter Frauen* ein Mittel gewesen sein mag, um die historische Bedeutung des weiblichen Geschlechts auf das Exzeptionelle zu beschränken, so war sie doch andererseits und vor allem in den Händen von Frauen ein Mittel, um für die Frauen die Möglichkeit einzufordern, die Fesseln zu sprengen, die ihrem Handeln und besonders der Ausübung ihrer intellektuellen Fähigkeiten auferlegt waren. Vielleicht eines der außergewöhnlichsten Beispiele für den Einsatz dieser Tradition zur Verteidigung des Rechts der Frau auf freie Erziehung findet sich in dem Brief einer italienischen Humanistin, Laura Cereta (1469 – 1499), in dem sie einem

18 Stadter, Plutarch, 10, wie Anm. 13.

19 Zu diesem Modell des Heldentums in der christlichen weiblichen Hagiographie J. Tibbetts Schulenburg, *The Heroics of Virginity*, in: M. B. Rose Hg., *Women in the Middle Ages and the Renaissance*, Syracuse 1986, 29 – 72.

20 Zum Beispiel: Catherine des Roches, *Dialogue de Placide et Sévère*, in: *Les Oeuvres des Mes-dames de Roches de Poitiers Mère et Fille*, Paris 1578. Vgl. A. R. Larsen, *Les Dames des Roches*, in: K. M. Wilson Hg., *Women Writers of the Renaissance and Reformation*, Georgia 1987, 238. Für weitere Beispiele von AutorInnen, die zugunsten der Frauen in die „Querelle“ eingreifen und ihre Argumente auf die Tradition der berühmten Frauen stützen, siehe MacLean, *Woman Triumphant*, 26, wie Anm. 14. Allgemeines zur Querelle des femmes bei Joan Kelly, *Early Feminist Theory and the Querelle des femmes, 1400 – 1789*, in: *Signs*, Herbst 1982, 4 – 82. Für eine Kritik an Kelly siehe B. Gottlieb, *The Problem of Feminism in the Fifteenth Century*, in: J. Kirshner und S. F. Wemple Hg., *Women of the Medieval World*, Oxford 1985, 337 – 364. Siehe weiters Elisabeth Goessmann Hg., *Das Wohlgelahrte Frauenzimmer*, in: *Archiv für Philosophie- und Theologiegeschichtliche Frauenforschung*, Bd. 1, München 1984, das einige Texte der Querelle aus dem 17. Jahrhundert nachdruckt.

Gelehrten, der sie als außergewöhnliche Frau preist, in scharfer Form antwortet:

„Du gibst vor, in mir ein weibliches Genie zu bewundern; aber eine gleisnerische Lüge verbirgt sich in deiner Schmeichelei (...) Ich hätte geschwiegen, glaube mir, wenn deine verstockte und bössartige Feindseligkeit mir allein gegolten hätte (...) aber ich kann nicht hinnehmen, daß du mein ganzes Geschlecht angreifst (...) Um der Gerechtigkeit willen bin ich gezwungen, zu beweisen, welch großen Ruf sich Frauen durch Gelehrsamkeit und Tugend erworben haben, dank des ihnen angeborenen überlegenen Wesens, das sich in allen bekanntesten Zeiten manifestiert hat, ein Quell der Ehre. Unser Anspruch auf dieses Erbe, das uns seit undenklicher Zeit schon überkommen ist, ist absolut sicher und legitim.“

Nach einer langen Aufzählung großer Frauen aus der Antike zitiert Laura Cereta dann zwei berühmte Literatinnen ihrer Zeit, Isotta Nogarola und Cassandra Fedele, und schließt dann mit den Worten „Die ganze Geschichte ist voll von Exempeln wie diesen.“²¹

Was für Laura Cereta ein sicheres und legitimes Erbe war, scheint sich in der Folge in Luft aufzulösen; die Namen von Frauen verschwinden aus der Geschichte. Der Satz von Laura Cereta macht gerade wegen des schreienden Gegensatzes zu unserer eigenen Erfahrung betroffen. Viel näher scheint uns – oder schien uns zumindest bis vor kurzem – die verbitterte Aussage von Mary Wollstonecraft: „What does History disclose but marks of inferiority?“²² Viele von uns haben das Gefühl gehabt, überhaupt nichts geerbt zu haben, keinerlei Tradition zu besitzen, oder noch schlimmer, nur eine Tradition, für die sie sich schämen mußten. Das Zitat von Laura Cereta erinnert uns aber auch daran, auf wie unterschiedliche Weise die klassische Kultur verwendet werden konnte. Für uns ist die klassische Kultur mit ihrem unleugbaren Beigeschmack von Kultur der herrschenden Klassen genau jene Kultur, von der die Frauen ausgeschlossen wurden, eine Kultur, in der nur die Weltsicht des Mannes Gültigkeit hatte. Laura Cereta bot diese Kultur die Möglichkeit, ihre literarische Berufung zu legitimieren, und die Gewißheit, einen bereits vorgezeichneten Weg zu unsterblichem Ruhm zu beschreiten. Und dies trifft für viele andere Frauen zu – mehr als wir uns vorstellen.

In der „Querelle des femmes“ finden wir immer wieder den Beweis dafür, daß die klassische Tradition nicht nur einen tiefverwurzelten Frauenhaß birgt, sondern auch einen Schatz von exemplarischen Historiae, in denen aufgezeigt wird, wie das Aufbegehren der Frau positive, erinnerungswürdige, ja ich möchte sagen, großartige Formen annehmen

21 J. F. Tomasini Hg., *Laurae Ceretae Brixianae Feminae Clarissimae Epistolae*, Padua 1640, 187 – 195. Dieser Brief wurde in: M. L. King und A. Rabil jr. Hg., *Her Immaculate Hand: Selected Works by and about the Women Humanists of Quattrocento Italy*, Binghamton, N.Y. 1983, 81 – 84 neu veröffentlicht. Als Kommentar dazu von A. Rabil jr., *Laura Cereta, Quattrocento Humanist*, Binghamton, N.Y. 1981, 101 – 102. Allgemeines zu den Humanistinnen siehe A. Grafton und L. Jardine, *From Humanism to the Humanities*, Cambridge, Mass. 1986, 29 – 57 und M. I. King, *Book-Lined Cells, Women and Humanism in the Early Italian Renaissance*, in: Patricia Labalme Hg., *Beyond Their Sex: Learned Women of the European Past*, N.Y. 1980, 66 – 90.

22 Mary Wollstonecraft, *A Vindication of the Rights of Women* (1792), Westmead, Gregg 1970, 68.

kann. Nehmen wir als Beispiel die (Plutarch'sche) Geschichte der Telesilla, jener Frau aus Argos, die von einer Krankheit geheilt wird, als sie gelobt, sich den Musen zu widmen. In Anlehnung an diese Erzählung verteidigt Catherine des Roches in ihrem 1583 erschienenen *Dialogue d'Iris et Pasithée* das Recht einer Frau, der Ehe zu entsagen, um zu schreiben. Ein weiteres Beispiel: Die Geschichte der Agnodice aus den *Fabulae* des Hyginus, ein junges Weib aus Athen, das sich als Mann verkleidet, um die – den Frauen verbotene – Heilkunst zu erlernen, Catherine des Roches verarbeitet diesen Stoff zu einer glühenden Verteidigungsrede für das Recht der Frauen auf ein Studium, auf „die Glorie, die aus dem Dienst an den Musen kommt, den Töchtern der Erinnerung“.²³

Sicher gehört dieses Repertoire exemplarischer Geschichten in den Bereich der Mythologie und nicht in den Bereich der Geschichte, oder besser gesagt, es gehört insofern in den Bereich der Geschichte, als diese als Ort erinnerbarer, exemplarischer, nachahmenswerter menschlicher Taten angesehen wird.²⁴ Sie entsprechen auch einer Auffassung der Geschichtsschreibung, die das Öffentliche nicht über- und das Private nicht unterbewertet – eine Konzeption, die typisch für Plutarch ist und die uns heute innerhalb der abendländischen Tradition, im Vergleich zum thukydidischen oder livianischen Modell, nebensächlich, ja irrelevant erscheint. Doch über große Zeiträume der europäischen Geschichte waren die *Vitae* keineswegs ein Randphänomen. Unsere Perspektive, die dazu neigt, Historie und Biographie streng zu trennen, kann in dieser Hinsicht irreführend sein. In der Renaissance war es üblich, die *Vitae* der privilegierten Kategorie der „perfekten Geschichte“ zuzuordnen (also der Geschichte als kohärente Erzählung der Vergangenheit),²⁵ gleichberechtigt mit den Chroniken und den Kriegsberichten. Bacon zum Beispiel, der 1605 in seiner *Advancement of Learning* eine

23 „Les Oeuvres des Mes-dames des Roches de Poitiers Mère et Fille“, seconde édition, corrigée et augmentée, Paris 1579. Vgl. Larsen, *Les Dames*, 250 – 256, wie Anm. 20. Während Plutarch in *Mulierum Virtutes*, 245, 489, wie Anm. 13, vor allem die militärische Tapferkeit von Telesillas hervorhebt, und nur kurz auf ihr Gelübde an die Musen eingeht, behandelt Catherine des Roches genau diesen Aspekt der Geschichte. Zur Geschichte Agnodices siehe M. Schmidt Hg., *Hygini, Fabulae*, CCLXXIV, Jena 1872, 150.

24 Zur Verbreitung dieses Geschichtsbildes in den Traktaten zur „Ars historica“ der Renaissance, siehe G. H. Nadel, *Philosophy of History Before Historicism*, in: *History and Theory* III, 3 (1964), 291 – 315.

25 Als „perfekte Geschichte“ (*historia integra* oder *iusta*) wird in der Terminologie der Renaissance jene bezeichnet, die anhand einer kohärenten Erzählstruktur ein abgeschlossenes Bild der Vergangenheit liefert, im Gegensatz zur „*historia antiquaria*“, die von der Vergangenheit nur ein fragmentarisches und verstümmeltes Bild zeichnen kann, indem sie Fragmente (wie Inschriften oder Münzen) präsentiert, die zufällig dem Zahn der Zeit entgangen sind; und auch im Gegensatz zu den „*Memorialia*“, d.h. Dokumente wie öffentliche Urkunden, Gerichtsakten, Reden usw., die von der Vergangenheit nur ein vorläufiges Bild bieten, wie ein unfertiger Entwurf im Vergleich zum fertigen Gemälde. Diese Definition von „perfekter Geschichtsschreibung“ findet sich z.B. bei Francis Bacon, *The Advancement of Learning* (*Works*, hg. von J. Spedding, R. L. Ellis, D. D. Heath, Boston 1863, VI, 188). und bei J. G. Vossius, *Liber de Philologia* (1650), zitiert bei Arnaldo Momigliano, *Ancient History and the Antiquarian*, in: *Studies in Historiography*, London 1969, 7. – Eine andere Auffassung von „perfekter Geschichte“, die sich eher auf die kritische Methode als auf die Erzählform beruft, findet sich bei einigen Vertretern der französischen historisch-juridischen Schule zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert: Siehe G. Huppert, *The Idea of Perfect History*, Urbana 1970.

Rangordnung der historiographischen Formen aufstellt, sieht die *Vitae* als Muster der „perfekten Geschichte“, auf einer Stufe mit den historischen Darstellungen bestimmter Ereignisse wie dem Peloponnesischen Krieg, ja er beklagt sogar, daß zu seiner Zeit nicht mehr solche Lebensgeschichten verfaßt werden.²⁶ Der Philologe Johann Gerhard Vossius reiht in seiner 1653 erschienenen *Ars historica* auch die *Vitae* in die Kategorie „*Historia civilis*“ ein, und zwar „*sive privatae sive publicae personae, seu viri seu feminae*“.²⁷ Auffällig hier, daß der Blick der Geschichtsschreibung nicht auf die öffentliche Sphäre konzentriert wird, denn, wie Vossius sagt, Gegenstand der Geschichte sind „*res gestas publicas vel privatas illustriores*“. Auch wenn es von anderen geleugnet wird, so argumentiert Vossius anhand der bestehenden Geschichtsschreibung, daß auch die „*res privatae*“ vom Historiker zu erfassen seien.²⁸ In dieser Definition von Geschichte sind also Frauen prinzipiell nicht ausgegrenzt, genauso wenig wie das private Leben.

Als „Partikulargeschichte“ haben die *Vitae* somit ihren offiziellen Platz in der Geschichtsschreibung der Renaissance und des 17. Jahrhunderts. Und die Frauen sind in ihnen nicht nur thematisch präsent, sondern auch als Autorinnen. So ist sich Margaret Cavendish in ihrem Vorwort zum *Leben des William Cavendish* (1667) sehr wohl bewußt, daß die Geschichte, die sie sich da anschickt zu schreiben (eine auf direkte Kenntnis gestützte Biographie), als „*particular history*“ definiert werden muß. Diese Art von Schilderung scheint ihr, weil auf eigenen Beobachtungen aufbauend, die wahrhafteste unter allen Formen der Geschichtsüberlieferung (und hier trifft sie sich mit Bacon).²⁹ In einem Essay, der den Historikerinnen der Neuzeit, von 1400 bis 1820, von Christine de Pisan bis Madame de Staël, gewidmet ist, bezeichnet Natalie Davis gerade die Partikulargeschichte als jene Gattung, zu der Frauen am meisten beigetragen haben.³⁰ Während es in den „*Antiquaria*“ oder der allgemeinen politischen Geschichte nur wenige Stimmen von Frauen

26 Ebd., 190 – 191. „Es gibt drei Formen von Geschichtsschreibung, die man als „perfekte Geschichte“ (*Just and Perfect History*) bezeichnen kann, je nachdem, ob es sich um die Darstellung einer (Zeit)Epoche, einer Person oder eines Ereignisses handelt. Die erste nennt man Chronik, die zweite Biographie und die dritte Erzählung oder Bericht ..., wie z.B. der Peloponnesische Krieg, der Feldzug des Kyros des Jüngeren, die Verschwörung des Catilina.“ Über die Biographie als „legitime Form historischen Schrifttums“ vom 16. bis zum 18. Jahrhundert siehe Arnaldo Momigliano, *The Development of Greek Biography*, Cambridge, Mass. 1971, 2.

27 J. G. Vossius, *Ars Historica* (1653, 1. Auflage 1623), 3. Es besteht kein Zweifel, daß Vossius die Lebensgeschichten berühmter Frauen in die Historiographie einschließt. Später erklärt er noch einmal: „*De priori illud satis est apertum, tum virorum tum mulierum vitas scribi posse.*“ (88)

28 Ebd., 19.

29 Margaret Lucas Cavendish, *The Life of William Cavendish, Duke of Newcastle*, hg. von C. H. Firth, London 1914. Vgl. Bacon, *Advancement*, 190, wie Anm. 25. – Margaret Cavendish schrieb auch eine Autobiographie: *A True Relation of My Birth, Breeding and Life* (1656). Siehe M. B. Rose, *Gender, Genre and History: Seventeenth-Century English Women and the Art of Autobiography*, in: M. B. Rose Hg., *Women in the Middle Ages and the Renaissance*, Syracuse 1986, 249 – 254.

30 Nathalie Zemon Davis, *Gender and Genre: Women as Historical Writers, 1400 – 1820*, in: Labalme, *Beyond Their Sex*, 153 – 182, wie Anm. 21.

gibt, stellen sie auf dem Gebiet der „Partikulargeschichte“ ein sehr ansehnliches Kontingent.

Natalie Davis unterscheidet hier drei große thematische Schwerpunkte: die Familiengeschichte, die Geschichte der Religion im kleinen und die an den Hof gebundene Memoirenliteratur. In all diesen Fällen konnte eine Frau die Rolle der Chronistin übernehmen, aktiv in die schriftliche Überlieferung eingreifen, weil sie direkt in Ereignisse verwickelt war, die als würdig galten, in das kollektive Gedächtnis aufgenommen zu werden. In der Neuzeit noch – wie auch in der klassischen Historiographie, bei Thukydides zum Beispiel – konnte die Rolle des Historikers mit jener des Augenzeugen, oder wie wir heute sagen würden, mit der des Memoirenschreibers verknüpft werden. Und was war in der (frühen) Neuzeit erinnerungswürdig? Es gab da sehr vieles, das wir heute nicht mehr mit dem Begriff „Öffentlichkeit“ assoziieren. Die Überführung von Reliquien zum Beispiel, oder eine Reihe von Wundern, das waren Ereignisse von öffentlicher Bedeutung, die im Gedächtnis bewahrt werden mußten. In einem solchen Fall konnte einer gelehrten Nonne das Privileg zuteil werden, die Chronik des denkwürdigen Vorfalles zu verfassen.³¹ Das persönliche Miterleben konnte also den Frauen eine aktive Rolle bei der Produktion und Weitergabe der schriftlichen Überlieferung verleihen, auch wenn sie sonst vom öffentlichen Leben weitgehend ausgeschlossen waren. In den italienischen Republiken beispielsweise hatten Frauen keinen Zugang zum politischen Leben und sie scheinen auch keinerlei Anteil an der Abfassung der im 15. und 16. Jahrhundert so wichtigen Stadtgeschichten gehabt zu haben.³² Doch das Leben der großen Familien hatte zwangsläufig auch eine öffentliche Dimension, und die aktive Teilnahme der Frauen am Familienleben gab ihnen die Möglichkeit, die Familienhistorie zur politischen Historie auszubauen, wenn die politischen Verbindungen der Familie entsprechend wichtig waren. Dies trifft auf Margaret Cavendish zu, die im *Life of William Cavendish* anhand der politischen Karriere ihres Mannes den Bürgerkrieg in England beschreibt. Die Grenzen zwischen Familienleben und Politik, zwischen privat und öffentlich waren ganz anders gezogen als heute, und das augenfälligste Beispiel dafür ist die Berichterstattung über das Leben am Hof, wo eben diese Grenze zwischen öffentlicher und privater Sphäre, zwischen dem Politischen und dem Persönlichen praktisch bedeutungslos ist.

31 Nur zwei Beispiele aus Bologna dazu: Sr. Rosa dalla Marta und Sr. Silvestra schreiben einen Bericht über die Überführung des Leichnams der Seligen Diana degli Andalò im Jahr 1563 bzw. 1564 (Acta Sanctorum Junii, Bd. 22, T. II, 361 – 362, 14 – 17). Eine Wunderchronik bei: Diodata Malvasia, *La venuta et i progressi miracolosi della S.ma Madonna dipinta da S. Luca ... dall'anno che ci venne 1610 sin all'anno 1617*, Bologna 1617. Zur Chronik der Reliquienüberführung im allgemeinen, siehe M. Heinzemann, *Translationsberichte und andere Quellen des Reliquienkultes* (Typologie des sources du moyen âge occidental, 33), Turnhout 1979.

32 Zum Ausschluß der Frauen aus dem politischen Leben der italienischen Kommunen und folglich aus der Historiographie jener Zeit siehe die Überlegungen Hughes', *Invisible Madonnas*, 30 ff, wie Anm. 15.

Die Memoiristik ist im 17. und 18. Jahrhundert sehr wichtig, und die Frauen scheinen in dieser historiographischen Kategorie als Autorinnen – vor allem in Frankreich – außerordentlich gut vertreten zu sein. Leider fehlt eine umfassende Untersuchung dieses Phänomens. Auch das schöne Buch von Marie-Thérèse Hipp über die französische Memoirenliteratur in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, das sich eingehend mit den Memoiren von Mme de Lafayette, Mme de Motteville, Mme Murat, Mlle de Montpensier, Mme de Villedieu (um nur einige Namen zu nennen) und mit der entsprechenden Wechselbeziehung zur Historiographie einerseits und zum Roman andererseits befaßt, macht aus der so massiven Präsenz der Autorinnen kein Thema, wenn M. Th. Hipp auch anmerkt, daß „das Auftreten dieser eigenwilligen Werke gegen Ende des 17. Jahrhunderts darauf hinweist, daß den Frauen, die sich dieser literarischen Form bedienten, ein in vorhergehenden Jahrzehnten unbekanntes Selbstverständnis eignete“.³³

Hipp unterstreicht die Bedeutung der Darstellung des gesellschaftlichen Schicksals der Frauen sowohl in den Biographien wie in den Romanen jener Autorinnen und findet dazu eine Reihe von interessanten Vergleichsmomenten mit der Produktion männlicher Biographen. Ihrer Meinung nach findet sich in den von Frauen verfaßten Biographien sehr stark das Anliegen, ein verzerrtes Bild zurechtzurücken; die Darstellung des eigenen Lebens erinnert an das literarische Modell der verfolgten Unschuld. Häufig kommt es in der Memoiristik vor, daß Frauen zur Feder greifen, um sich zur Wehr zu setzen, um den eigenen guten Namen, das eigene Bild der Nachwelt gegenüber zu verteidigen: so geschehen – wie M. Th. Hipp aufzeigt – bei Madame Murat. Ein außergewöhnliches Beispiel für diese Art von Text in Italien ist die *Memoria* von Camilla Faà Gonzaga, die als „erste weibliche Autobiographie Italiens“³⁴ bezeichnet wird, doch scheint das Werk eher apologetische Absichten zu verfolgen als eine rein introspektive Autobiographie. Das 1622 im Corpus Domini-Kloster in Ferrara entstandene Werk (die Autorin war nach der Auflösung ihrer Ehe mit dem Herzog von Este gezwungen worden, den Schleier zu nehmen) ist ganz außergewöhnlich: In einer Ich-Erzählung wird hier mit verhaltener Empörung und großer Würde das tragische Schicksal einer Frau scharfsichtig beleuchtet, die ihre persönliche Ehre (wie auch die ihrer Herkunftsfamilie) konsequent verteidigen will. Das auf Anregung ihrer Oberin verfaßte Werk schließt mit einem negativen Akzent: das Verlangen, den Text nicht zu veröffentlichen, denn „die Wahrheit gebiert oft Haß“. Wie viele andere Memoiren oder „Partikulargeschichten“ von

33 Marie-Thérèse Hipp, *Mythes et réalités: enquête sur le roman et les mémoires (1660 – 1700)*, Paris 1976, 317. Ein sehr interessanter Teil des Buches ist der Vergleich zwischen drei Biographien von Männern einerseits – Campion, La Rochefoucauld und Retz – und zwei weiblichen Memoiren andererseits – Mlle de Montpensier und Mme Murat (257 – 317).

34 N. Costa-Zalessow, *Scrittrici italiane dal XIII al XX secolo*, Ravenna 1982, 14.

Frauen war auch die *Memoria* von Camilla Faà Gonzaga jahrhundertlang nur in begrenzter Auflage als Manuskript erhältlich.³⁵

Hipp sieht in den Memoiren des 17. Jahrhunderts in Frankreich zwei verschiedene Ansätze: einer betont die politische, heroische Geschichte, die großen Ereignisse, die Kriege, Schlachten, Staatsaffären. Dieses Modell findet sich vor allem bei einigen männlichen Autoren (Bussy, Campion und La Rochefoucauld), bei denen Berichte über die äußeren Begebnisse von Feldzügen und politischen Intrigen dominieren (aber auch Madame de Lafayette läßt in ihre *Mémoires de la Cour de France* zahlreiche militärische Details einfließen). Dieser Art der Geschichtsauffassung steht – zum Beispiel in den Erinnerungen von Mme de Motteville und Mlle de Montpensier – eine Geschichtsschreibung gegenüber, in der die Welt der Taten und Ereignisse vor der Welt der Rituale und der Gefühle zurücktritt. Diese Memoiren dienen nicht der politischen und militärischen Chronik, sondern der Historiographie der Sitten, Riten und Zeremonien, der Empfindsamkeiten und Leidenschaften. In diesen von Frauen des 17. Jahrhunderts verfaßten Memoiren scheint sich also eine spezifische Auffassung von „Partikulargeschichte“ als Alternative zum offiziellen Bild der „Großen Ereignisse“ abzuzeichnen, wie es uns die politische Chronik vermittelt. So entscheidet sich Madame de Motteville bei der Abfassung der Memoiren der Anna von Österreich ganz bewußt dafür, die – wie sie selbst sagt – „partikulare Geschichte“ des Lebens der Regentin zu erzählen:

„Jene, die eines Tages diese Memoiren lesen, werden darin nicht, wie in anderen Memoiren, die großen Ereignisse in dem von einem Bürgerkrieg erschütterten und gegen einen ausländischen Feind zum Kampf rüstenden Frankreich finden, vielmehr werden sie hier das partikulare Leben der Königmutter finden, an das ich mich hauptsächlich gehalten habe.“³⁶

„Partikulargeschichte“ bedeutet hier nicht mehr ganz allgemein (wie noch bei Vossius) jede historische Erzählung eines bestimmten Ereignisses. Es bedeutet vielmehr eine thematische Auswahl, den Wunsch, etwas zu erzählen, das von anderen Formen der Geschichtsschreibung ausgeschlossen bleibt, die Absicht – um wiederum Madame de Motteville zu zitieren – „de décrire ce particulier que ceux qui écriront

35 Diese Memoiren erschienen erstmals 1895 in: *Rivista di Storia, Arte e Archeologia della provincia di Alessandria*, Bd. X, 4, 90 – 99. Zur Rezeption dieser Memoiren sowie als nützliche Einführung zum Text siehe Valeria Finucci, *The Italian Memorialist: Camilla Faà Gonzaga*, in: K. M. Wilson und F. J. Warnke Hg., *Women Writers of the Seventeenth Century*, Georgia 1989, 121 – 128. Eine literarische – historisch aber nicht zufriedenstellende – Interpretation dieses Textes bei V. Finucci, *Remembering the „I“: Faà Gonzaga's Storia*, in: *Italian Quarterly*, XXVIII, 1987, 21 – 32. Ein anderer mir bekannter Fall von weiblichen Memoiren, die eindeutig als persönliche Apologie geschrieben wurden, ist der von Leonor López de Córdoba (ca. 1412). Siehe Reinaldo Ayerbe-Chaux, *Las memorias de doña Leonor López de Córdoba*, in: *Journal of Hispanic Philology* 2 (1977), 11 – 33. Für einen nützlichen Kommentar siehe A. Kaminsky und E. D. Johnson, *To Restore Honour and Fortune: The Autobiography of Lenor López de Córdoba*, in: D. C. Stanton und J. P. Plottel Hg., *The Female Autograph*, New York 1984, 77 – 79.

36 Zitiert bei Hipp, *Mythes et réalités*, 133, wie Anm. 33. Über die beiden Möglichkeiten, Geschichte zu schreiben, 140 – 143.

l'histoire générale ne sauront point, ou ne trouveront pas mériter d'y être mis".³⁷

M. Th. Hipp vertritt die Meinung, daß gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Memoirliteratur die politischen Ereignisse immer weiter zurücktreten läßt und das Einzelschicksal in den Vordergrund stellt. Damit scheinen diese Memoiren, vor allem die von Frauen verfaßten, den Weg für jene Analyse der Wechselbeziehung von persönlichem Leben und Gesellschaft zu ebnen, die wir mit dem Roman assoziieren (das ganze Buch von M. Th. Hipp will die enge Verflechtung der beiden Gattungen und ihre gemeinsame Verwurzelung im Modell der Plutarch'schen Biographie aufzeigen). Vor allem der Roman hat die Freiheit, jenes „Detail“ (particularis) zu beschreiben, für das in der Historiographie kein Platz war. Es ist, als hätten sich Roman und Memoiren gemeinsam entwickelt und hätten die Aufgabe, die Erinnerungen an all das zu pflegen und zu bewahren, das nirgends sonstwo verzeichnet würde.³⁸ Hierin scheint die Memoiristik dem Roman näher zu stehen als der Geschichtsschreibung.

Und doch wäre es falsch, in den Memoiren des 17. Jahrhunderts eine prinzipielle Verfälschung der Geschichte zu sehen, eine Gattung, deren Bedeutung sich auf eine gewisse Befruchtung der Romanliteratur beschränkt. Wie Natalie Davis schreibt, „das historische Bewußtsein, das sich in den in der Neuzeit von Frauen und Männern verfaßten ‚Partikulargeschichten‘ offenbart, kann einer der Wege gewesen sein, der zu unserer heutigen Sozialgeschichte geführt hat“. ³⁹ Im allgemeinen sehen wir in unserer historiographischen Tradition eine „Grundspannung“ (bis zu einem gewissen Grad vergleichbar der Spannung zwischen mathematischer und empirischer Tradition in der Geschichte der Naturwissenschaft). Bei der Geschichtsschreibung – wie uns Momigliano lehrt – ist es die Spannung zwischen klassischer Tradition, mit ihrem Hauptgewicht auf kritischer Erforschung und philologischer Analyse der Quellen, und der rhetorisch-narrativen Tradition der politischen Geschichte.⁴⁰ Doch über diese methodikbezogene Spannung hinaus scheint in der Geschichtsschreibung auch eine themenbezogene Spannung zu leben, nämlich die Frage der Abgrenzung des Erinnerungswürdigen und die Frage des Abwägens zwischen „partikularem“ und „universellem“ Interesse. In der Partikulargeschichte, wie wir sie in den Memoiren des 17. Jahrhunderts finden, schwingt eine Kritik an der politisch-dynastischen Chronik mit und der Versuch, den Fluß der Erinnerung breiter zu fassen als die engen Grenzen der offiziellen politischen Geschichte. Schon lange vor der Schule der *Annales* stellte also diese Memoirentradition

37 Ebd., 142. Über die Unbestimmtheit des Begriffs „historia particularis“ bei Vossius vgl.: *Ars historica*, 39 – 40, wie Anm. 27.

38 Wolfgang Lepenies vertritt die interessante Hypothese, daß der Roman in der europäischen Kultur eventuell die Aufgabe hatte, Wissensformen auszudrücken und für die Nachwelt zu bewahren, die von strenger kodifizierten Literaturgattungen und von der Wissenschaft zensuriert wurden: Wolfgang Lepenies, *Transformation and Storage of Scientific Traditions in Literature*, in: L. Schulze und W. Wetzels Hg., *Literature and History*, Lanham 1983, 37 – 63.

39 Davis, *Gender and Genre*, 174, wie Anm. 30.

40 Thomas Kuhn, *The Essential Tension*, Chicago 1977. A. Momigliano, *Ancient History*, wie Anm. 25 bzw. *Gibbon's Contribution to Historical Method*, in: *Studies in Historiography*, London 1966.

eine Kritik an ‚Geschichte‘ als Chronik politischer und militärischer Ereignisse, als Überlieferung einer eng mit der Identität des Staatsmannes verwobenen Erinnerung dar; und wie wir jetzt erkennen, haben Frauen einen wesentlichen Beitrag zu dieser Kritik in Form von „Partikulargeschichte“ geleistet.

Ein weiterer Aspekt der „Partikulargeschichte“, zu dem Frauen wesentlich beitragen, ist die Geschichte der Religion „im kleinen“, also die Klosterchronik, der Bericht über eine Klostergründung, die Hagiographie. Wie andere Formen der „Partikulargeschichte“ fand auch dieses Schrifttum nur begrenzte Verbreitung und ruht zum guten Teil als Manuskript in den Archiven der Frauenklöster; und soviel ich weiß, war diese Literatur – mit einigen Ausnahmen wie den *Primordia coenobii Gandershemensis* der Roswitha von Gandersheim – nie Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung.⁴¹ Wir wissen so wenig über diese historiographische Tradition der Klosterschwester, die ein aufmerksames Studium verdienen würde, nicht nur als Information über den Mikrokosmos von Beziehungen innerhalb eines Klosters bzw. die Beziehungen zwischen Kloster und Außenwelt, sondern auch als besondere Form einer an weibliche Gruppenidentität gebundenen geschichtlichen Erinnerung. Anscheinend war diese Tradition im Hochmittelalter sehr stark, um dann an Einfluß zu verlieren, bevor sie in der Neuzeit einen neuen Aufschwung erfuhr, als sich die Nonnen wieder aktiver für die Bewahrung ihrer Überlieferungen einsetzten.⁴² Bisweilen streicht die Konventchronik ganz bewußt die Reaktion des Klosters auf externe historische Ereignisse heraus, wie in den großartigen *Denkwürdigkeiten* der Caritas Pirckheimer

41 T. Head, Horosvit's *Primordia* and the Historical Traditions of Monastic Communities, in: K. M. Wilson Hg., *Horosvit of Gandersheim, Rara Avis in Saxonia?*, 1987, 143 – 164. Silvia Evangelisti arbeitet an einer Dissertation, in der verschiedene (veröffentlichte und nichtveröffentlichte) Beispiele der weiblichen Klosterhistoriographie untersucht werden. Ich verweise auf diese sehr interessante Arbeit für eine erste systematische Analyse der Klosterchronik aus weiblicher Feder im italienischen Raum. Ein italienisches Beispiel dieser Art von Chronik ist das „Memoriale di Monteluca, Cronaca del monastero delle clarisse di Perugia dal 1448 al 1838“, hg. von U. Nicolini, Perugia 1983. Für Deutschland siehe Anna von Munzigen, *Chronik des Klosters Adelhausen*, hg. von J. Koenig, *Freiburger Diözesan-Archiv* 13 (1880), 131 – 193. Zu untersuchen wären auch die hagiographischen Texte, die von Mitschwester einer Nonne im Ruf der Heiligkeit geschrieben wurden, eine Tradition, die im Hochmittelalter besonders stark zu sein schien: Siehe L. Coudanne, *Baudovinia, moniale de Sainte Croix et biographe de Sainte Radegonde*, in: *Etudes Mérovingiennes: Actes des journées de Poitiers*, Paris 1953, 45 – 51. E. Gottschaller, *Hugebure von Heidenheim: Philologische Untersuchungen zu den Heiligenbiographien einer Nonne des achten Jahrhunderts*, *Münchener Beiträge zur Mediaevistik- und Renaissance-Forschung* 12, München 1973. Für kollektive Biographien von Nonnen aus der Feder von Nonnen siehe J. Ancelet-Hustache Hg., *Les Vitae sororum d'Unterlinden. Edition critique du manuscrit 508 de la Bibliothèque de Colmar*, in: *Archives d'histoire doctrinale et littéraire du moyen âge* 5 (1930), 317 – 509. Elisabeth Stägel, *Das Leben der Schwestern zu Töss beschrieben von Elisabeth Stägel*, hg. von Ferdinand Vetter, *Deutsche Texte des Mittelalters* 6, Berlin 1906. K. Schroeder Hg., *Der Nonnen von Engelthal Bücklein von der Genaden überlast*, *Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart* 108, Tübingen 1871.

42 Zur literarischen Aktivität der Nonnen im Hochmittelalter vgl. S. Wemple, *Women in Frankish Society: Marriage and the Cloister*, 500 – 900, Philadelphia 1981, 181 – 188. Nathalie Davis hat die Zunahme dieser von Ordensschwester in der frühen Neuzeit verfaßten „Religionsgeschichte im kleinen“ beschrieben: *Gender and Genre*, 177, wie Anm. 30.

(1525), der Äbtissin aus Nürnberg, die uns ein lebhaftes Bild des Widerstandes gegen die Reformation in einem Klarissinnenkonvent hinterlassen hat.⁴³ Dann wieder begibt sich die Klosterchronik auf die Ebene der klassischen Gelehrsamkeit und widmet sich dem Studium der Dokumente im Klosterarchiv, um bestimmte Eigentumsrechte oder Befreiungen des Konvents zu beweisen. Ein italienisches Beispiel dieser eher gelehrten Klosterchronik sind die *Annali storici dell'Edificazione, Erezione e Donazione del Serenissimo Monastero di San Salvatore, e Santa Giulia di Brescia* (1657) von Angelica Baitelli, die ganz bewußt die klassische Tradition im Gegensatz zur rhetorisch-humanistischen Geschichtsschreibung übernimmt.⁴⁴

Eine andere Form der „Partikulargeschichte“, an der Frauen maßgeblichen Anteil haben, ist die Familiengeschichte, eine äußerst disparate Gattung der Historiographie, die vom einfachen Haushaltsbuch bis zur Chronik ganzer Generationen reicht. Dieses *Gedenkbuch (libro di ricordanze)* oder *livre de raison* kommt im 14. Jahrhundert auf und verbreitet sich vor allem, aber nicht ausschließlich, in der Oberschicht und in den reichen Kaufmannsfamilien. Sie werden im allgemeinen vom Familienoberhaupt verfaßt, doch manchmal ist es auch die Ehefrau, Witwe oder Tochter, die die Familienchronik führt. Während in Frankreich und England die weiblichen Autoren solcher Familienerinnerungen recht zahlreich sind, scheinen sie in Italien fast gänzlich zu fehlen.⁴⁵

Unter welchen Voraussetzungen konnte eine Frau zur Feder greifen, um eine Familiengeschichte zu schreiben? Meistens scheinen es Witwen zu sein, die eine Zeitlang die Rolle des Familienvorstandes übernehmen und sich dadurch verantwortlich fühlen, die Überlieferung ihrer Familie fortzusetzen. Aber was ist die Familie der Frau? Ist es die Herkunftsfamilie, also die Familie des Vaters, oder jene des Ehemannes, in die sie durch die Heirat eintritt und in die ihre Kinder gehören? Und wessen Familiengeschichte schreibt sie? In der vaterrechtlich ausgerichteten Parentelstruktur, die im wesentlichen für Europa kennzeichnend schien, finden sich die Frauen sozusagen in der Mitte zwischen zwei agnatischen Linien, jener des Vaters und jener des Gatten. Ein Mann bleibt stets Angehöriger der väterlichen Linie, eine Frau wechselt von einer Linie zur

43 C. Hoefler Hg., *Denkwürdigkeiten aus dem Reformationszeitalter*, Bamberg 1852. G. Bryant, *The Nuremberg Abbess*, in: Wilson, *Women Writers*, 287 – 303 (mit Bibliographie), wie Anm. 20.

44 Für eine Analyse des Werks von Angelica Baitelli verweise ich auf die Dissertation von Silvia Evangelisti, vgl. Anm. 41. Auch Roswitha von Gandersheim verwendet als Quelle für ihre Geschichte der Klostergründung die Akten aus dem Klosterarchiv, aus denen die Schenkungen an die Gemeinschaft hervorgehen, siehe Head, *Horosvit's Primordia*, wie Anm. 41.

45 Für Frankreich beschreibt Natalie Davis diese Gattung in „Gender and Genre“, 166 ff, wie Anm. 30, und in „Ghosts, Kin and Progeny: Some Features of Family Life in Early Modern France“, in: *Daedalus* (Frühjahr 1977), 96 – 100. Für Italien siehe A. Cicchetti und R. Mordenti, *La scrittura dei libri di famiglia*, in: A. Asor Rosa Hg., *La Letteratura italiana*, Turin 1984, Bd. III/2 (auf Seite 1131 das Beispiel einer Frau, Camilla Perotti Sizzo, welche das Familienbuch über 60 Jahre, von 1746 bis 1808, führte). Siehe weiters Christiane Klapisch, *L'invention du passé familial à Florence*, in: AA. VV., *Temps, mémoire, tradition au moyen âge*, Aix-en-Provence 1983, 96 – 118.

anderen, und sie gehört als Tochter und als Ehefrau zwei verschiedenen Verwandtschaftsgruppen an! Die von Witwen abgefaßten Familienchroniken scheinen meist der durch Heirat erworbenen Familie gewidmet zu sein, also die Integration und damit Identifizierung mit der Familie des Mannes anzuzeigen. Dies ist der Fall bei Charlotte Arbaleste, einer französischen Adligen, die 1595 die Geschichte der Familie des Mannes aufzeichnet (aber doch mit einem Bericht über ihre beiden Familien beginnt ...).⁴⁶ Jedoch gibt es auch den Fall der Witwe, die die Genealogie ihrer Herkunftsfamilie aufschreibt, wahrscheinlich ein Zeichen für ein sehr starkes Band zur väterlichen Linie, besonders dann, wenn bedeutende Erbrechte aus dieser vorhanden sind.⁴⁷

Voraussetzung für die Abfassung einer Familienchronik durch eine Frau scheint also eine starke Position, entweder als Witwe und Familienoberhaupt in der Familie des Mannes oder als Erbin in der Familie des Vaters. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die *Gedenkbücher* im Florenz der Renaissance sämtliche aus der Feder von Männern stammen. Die Untersuchungen von Christiane Klapisch über Florenz in der Renaissance – bei denen die *libri di famiglia* eine wichtige Quelle darstellten – zeigen uns die prekäre Situation der Frauen in dieser streng nach vaterrechtlichen Grundsätzen organisierten Gesellschaft. In der patrilinearen florentinischen Familie hat die Frau keine dauerhafte und gesicherte soziale Identität, denn als Tochter gehört sie nur vorübergehend der elterlichen Familie an, die sie mit ihrer Verheiratung verlassen muß und der gegenüber sie kein Erbrecht hat außer dem Recht auf eine Mitgift. Aber auch in der neuen Familie ist ihre Position nicht gesichert – bei Witwenschaft oder Neuheirat können Frauen auch aus dieser wieder ausgeschlossen werden. Im Vergleich zur agnatischen Linie haben die Frauen nur eine sehr schwach ausgeprägte Identität. Ohne Rechte über ihre Kinder, ausgeschlossen vom väterlichen Erbe und sogar der direkten Kontrolle über die eigene Mitgift verlustig, „hat die Florentinerin keine klar umrissene Identität. Sie bleibt eine verschwommene Gestalt, deren Profil in den von Männern verfaßten Genealogien bald vergessen ist“.⁴⁸ In diesem Zusammenhang ist es kaum wahrscheinlich, daß eine Frau Familiengeschichte schreibt. Hausstand, Familie und Überlieferung sind fest in männlicher Hand.

Es gibt aber natürlich auch völlig andere Konstellationen. Barbara Diefendorf zum Beispiel schildert die relativ günstige Lage, in der sich Frauen im Paris des 16. Jahrhunderts befanden. Während in Florenz die Töchter durch die Mitgift von der Erbfolge ausgeschlossen sind – eine Praxis, die in ganz Nord- und Mittelitalien üblich war – verlieren die Pariserinnen mit der Mitgift nicht ihren Anspruch auf väterliches Erbgut. Während eine Witwe in Florenz durch Wiederverheiratung unweigerlich das Erziehungsrecht für die Kinder aus erster Ehe verliert, wurden Witwen in Paris allem Anschein nach fast immer zum Vormund der minderjährigen Kinder erklärt, auch wenn sie eine zweite Ehe eingingen. Während

46 Davis, *Gender and Genre*, 163, wie Anm. 30.

47 S. Marshall, *The Dutch Gentry: 1500 – 1650*, New York 1987, 51.

48 Christiane Klapisch-Zuber, *La femme et le lignage florentin, XIVe – XVIe siècles*, in: R. C. Trexler Hg., *Persons in Groups: Social Behaviour as Identity Formation in Medieval and Renaissance Europe*, New York 1985, 151 – 152.

sich in Florenz Familien mit einer Witwe an der Spitze fast ausschließlich in der Unterschicht finden, ist es in Paris genau umgekehrt: Die Witwen als Familienoberhaupt überwiegen in den reicheren Schichten. Die reichen Witwen neigen also mit anderen Worten dazu, ehelos zu bleiben und einen unabhängigen Hausstand zu führen (während sie in Florenz bei der Familie des Mannes bleiben oder aber durch Neuheirat Mitglied einer neuen Familie werden).⁴⁹ Unter diesen Bedingungen war es einer Witwe von hohem Stand natürlich möglich, sich so weit mit der Familie des Gatten zu identifizieren, daß sie sogar deren Geschichte schrieb. Vielleicht läßt sich die Häufigkeit der von Frauen verfaßten Familienchroniken im französischen Raum vor diesem Hintergrund erklären; dazu kommt wahrscheinlich eine relativ schwache patrilineare Struktur.

Vielleicht sollte auch die Geschichtsschreibung der Nonnenklöster und vor allem die Konventchroniken im Lichte des besonderen Verhältnisses der Frauen zur patrilinearen Familie untersucht werden. In einem gewissen Sinn bietet der Konvent den Frauen das, was ihnen die vaterrechtlich organisierte Familie nie geben kann: Das Gefühl der Zugehörigkeit und eine dauerhafte Identität als Mitglied einer Gemeinschaft; Eigenschaften, die über die Vergänglichkeit des eigenen Lebens hinaus bestehen. In den Konventchroniken prägt sich das ganz individuelle Profil jeder Nonne bei ihrem Tode in das kollektive Gedächtnis ein, was diesen Chroniken den Charakter einer kollektiven Biographie verleiht.

Auch die Identität der Erzählerin(nen) präsentiert sich als kollektive Identität, und das „wir“ ist häufiger als das „ich“.⁵⁰ Darüberhinaus kann in diesen geschichtlichen Texten eine Frau zur Rolle der Gründerin aufsteigen, eine Rolle, die ihr ansonsten in einer patrilinearen Gesellschaft praktisch immer verwehrt bleibt (aber doch nicht immer).⁵¹ Andererseits wurzelt das Konvent fest im Gefüge des Patriarchats. Jahrhundertlang sind Frauenstifte unerläßlicher Bestandteil einer Strategie, mit der die Familienoberhäupter der Oberschicht einen eventuellen Überschuß an Töchtern loswerden. Die Untersuchungen von Suzanne Wemple und K. J. Leyser über Klostergründungen im Hochmittelalter bzw. von Gabriella Zarrì für die Neuzeit dokumentieren präzise die Strategie, mit der die großen Adelsfamilien Nonnenklöster stifteten, um der Verschleuderung des Familienvermögens durch Mitgiftzahlungen vorzubeugen, aber auch, um ihren Töchtern eine ehrenvolle und sichere Position zu verschaffen.

Mit der Stiftung eines Klosters hatte eine adelige Familie die Garantie, daß ein Teil des Familienvermögens in Zukunft jenen Töchtern zukommen würde, die man nicht angemessen ausstatten wollte oder konnte, und die einmal als Äbtissinnen einem Konvent vorstehen würden. So kommt es, daß in den Konventen des Hochmittelalters ganze Dynastien

49 B. Diefendorf, *Widowhood and Remarriage in 16th Century Paris*, in: *Journal of Family History* (Winter 1982), 379 – 395.

50 Silvia Evangelisti, wie Anm. 41, bietet eine interessante Analyse der Erzählformen in diesen Chroniken.

51 George Duby, *Medieval Marriage: Two Models from Twelfth-Century France*, Baltimore 1978, 98 – 99 (als ein Beispiel einer Frau, die in einer mittelalterlichen Genealogie als Gründerin aufscheint).

von Äbtissinnen aus der selben Familie herrschen.⁵² Die Chronik der Roswitha von Gandersheim zum Beispiel dreht sich um die Geschichte der Sippe der Liudulfinger, zu der sie selbst gehörte und die das Kloster Gandersheim regelmäßig mit Äbtissinnen versorgte. Tatsächlich wird die Geschichte des Klosters als Teil der Geschichte ihrer Abstammungslinie erzählt, und der Historiker, der die *Primordia* untersucht hat, schreibt ja nicht ohne Grund, Roswitha trete in diesem Werk als „a family publicist“ auf.⁵³ In solchen Fällen kommt die Klosterhistorie der Familiengeschichte sehr nahe oder ist in gewissem Sinn eine Ergänzung derselben.

Wie wir sehen, ist in diesen Formen der Partikulargeschichte die Überlieferung eng an die Identität der Familie gebunden. Ob die Einzelnen (und hier im besonderen Frauen) die Möglichkeit haben, zum handelnden Subjekt der schriftlichen Überlieferung aufzusteigen, hängt von der Art und dem Grad ihrer Integration in der Familie oder Abstammungslinie ab. Diese Beziehung zwischen kollektiver Erinnerung und Familienstruktur scheint mir für die Rolle der Frau ausschlaggebend; nicht nur als Historiographin, sondern auch als Gegenstand der Historiographie. Mehr als die literarischen Konventionen des historiographischen Diskurses oder die Normen für die Darstellung der Frau in der Geschichte, mehr als der Vorrang der politisch-militärischen Geschichte (der, wie wir gesehen haben, nicht in gleichem Maße für alle Kategorien der Geschichtsschreibung charakteristisch ist und in einigen sogar explizit abgelehnt wird) ist der vorwiegend patrilinäre Charakter der Familie in der europäischen Geschichte der eigentliche Schlüssel zum Verständnis der Position der Frauen als Gegenstand der historischen Überlieferung. Im patrilinären Modell wird das Verhältnis zwischen den Generationen in der Praxis strukturiert und bildlich als geordnete Weitergabe von Namen, Besitz und Rang vom Vater auf den Sohn dargestellt. Es ist ein Modell der Sukzession, in der die männliche Linie als Garantie des Überlebens und der Kontinuität der Familienidentität gilt, und in dem Frauen zu bloßen Randfiguren der Genealogie verkommen.

Ein genealogisches Modell, das die Generationenfolge strukturiert, ist unweigerlich aufs engste mit der Ausübung der Gruppenüberlieferung verknüpft. So gesehen scheint es mir wichtig, uns mit dem Einfluß der Genealogie auf die Geschichtsschreibung zu befassen. Gabrielle Spiegel hat nachgewiesen, wie die Genealogie die mittelalterlichen Chroniken prägt, ja geradezu deren zentrale Metapher und das Ordnungsprinzip des Erzählflusses darstellt.⁵⁴ Ihrer Meinung nach entsteht die Genealogie als Gattung der Geschichtsschreibung parallel zur Herausbildung von agnatischen „lignages“ – Gruppen von patrilinären Nachkom-

52 S. Wemple, *Women in Frankish Society*, wie Anm. 42. K. J. Leyser, *Rule and Conflict in an Early Medieval Society*, Oxford 1979, 48 – 76. G. Zari, *Monasteri femminili e città (secoli XV – XVII)*, in: *Storia d'Italia, Annali*, IX, Turin 1986.

53 Head, *Horosvit's Primordia*, 152, wie Anm. 41.

54 Gabrielle M. Spiegel, *Genealogy: Form and Function in Medieval Historical Narrative*, in: *History and Theory* XXII (1983), 43 – 53; sowie von der selben Autorin „The Chronicle Tradition of Saint Denis“, Brookline, Mass. 1978.

men – in den Adelsfamilien des 11. und 12. Jahrhunderts, ein Prozeß, der von Georges Duby beschrieben wurde.⁵⁵

Das Erscheinen der Genealogie wäre demnach Anzeichen und zugleich Folge davon, daß sich die „lignage“, das patrilineare Geschlecht, der Stellung als eigene Gruppe bewußt wird. Als Historiographie einer sozial einflußreichen Gruppe beeinflussen die Genealogien die Chronik im allgemeinen. Dabei übt die Genealogie – laut G. Spiegel – einen zweifachen Einfluß aus: einerseits liefert sie vom formalen Standpunkt aus der Chronik ein Modell der narrativen Verknüpfung, das die Ereignisse zusammenhält, sie ist also, um den Terminus von Northrop Frye zu verwenden, der „narrative Mythos“ der Chronik. Andererseits liefert sie vom konzeptuellen Standpunkt aus ein Interpretationsmodell der Ereignisse nach dem Grundsatz der Filiation, der direkten Ableitung – die Chronik wird als Folge von Biographien strukturiert, die untereinander durch das Prinzip der patrilinearen Erbfolge verbunden sind. Als Leitfaden der Geschichte fungiert der rechtmäßige Übergang von Autorität und Besitz von einer Generation auf die nächste. Die patrilineare Abstammung versinnbildlicht sowohl den Lauf der Zeit wie den Übergang der legitimen Gewalt, und der geordnete Verlauf dieser Sukzessionen nimmt den Charakter eines exemplarischen Ablaufs der Geschichte an.

Dieses Modell bleibt weit über die mittelalterliche Chronik hinaus wirksam und prägt vor allem die politische Geschichte, indem es sie im wesentlichen auf die Dynastienfolge festschreibt.⁵⁶ Dies ist das Geschichtsmodell, wie es den Schulkindern jahrhundertlang eingetrichtert wurde: Ein Modell, in dem der Lauf der Zeit – und damit die geschichtliche Zeit selbst – als Serie von rechtmäßigen Thronfolgen dargestellt wurde, nur von den unvermeidlichen „Erbfolgekriegen“ unterbrochen. Wie wir gesehen haben, macht sich Jane Austen über dieses Geschichtsmodell lustig, ein Modell der Geschichte, gegliedert durch dynastische Sukzessionen von Männern, die von Frauen in die Welt gesetzt wurden, die die Historiker zu erwähnen vergessen.

Mit der Darstellung der Zeit als dynastische Erbfolge der männlichen Linie projiziert die Historiographie ein Bild, demzufolge nicht nur die Herrschaft, sondern auch das gesamte soziale Gefüge im Grunde durch

55 George Duby, *Remarques sur la littérature généalogique en France aux XIe et XIIe siècles*, in: *Homme et structures du moyen âge*, Paris 1973. L. Genicot, *Les généalogies (Typologie des sources du moyen âge occidental, Fasc. 15, Turnhout 1975)* zum „gleitenden Übergang“ von der Genealogie zur Chronik (23 – 24) und zum Eindruck, daß sich die Genealogien „weniger für die Frauen interessieren (...) Les blancs dans celles du manuscrit de Roda, volontaires ou involontaires, concernent surtout les mères, les épouses et les filles, et les trois seuls noms qui manquent dans celle des seigneurs d'Antibes du milieu du XIIe siècle (?), sont ceux de dames“ (41). Ph. Rackin, *Anti-Historians: Women's Roles in Shakespeare's Histories*, in: *Theatre Journal* XXXVII (1985), 329 – 344, kommt bei der Untersuchung der Rolle der Frauen in den historischen Shakespeare-Dramen zum Schluß, daß die Frauen im Verhältnis zu ihrer „lignage“ meistens eine unklare oder negative Position einnehmen.

56 Der tiefste Einfluß dieses Modells ist vielleicht in der Metapher zu sehen, daß ein Ereignis ein nächstes Ereignis gebiert. Die geschichtlichen Ereignisse seien nicht nur durch die Kausalität verbunden, sondern häufig auch durch ein Band der Filiation. Siehe zu diesem Thema die Diskussion über die Metaphern von Filiation und Generation bei Vico: E. Said, *On Repetition*, in: A. Fletcher Hg., *The Literature of Fact*, New York 1976.

agnatische Bande zusammengehalten wird. In anderen Worten, die dauerhaften Verwandtschaftsbeziehungen in dieser Darstellung sind jene, die von Männern errichtet werden, nicht von Frauen. Die Frauen zählen hier (und finden Erwähnung) als Instrumente bei der Errichtung von Verwandtschaftsverhältnissen, d.h. als Instrumente der Heiratspolitik. Die Geschichtsschreibung als dynastische Chronik übernimmt hier stillschweigend den patrilinearen Standpunkt, so wie ihn z.B. auch die von Christiane Klapisch untersuchten *Gedenkbücher* der Florentiner Kaufleute übernehmen. In diesen Büchern sind typische Anlässe für die Erwähnung einer Frau ihr Ausscheiden aus der Herkunftsfamilie bzw. ihr Eintritt in eine neue Familie aufgrund ihrer Verheiratung. Es wäre in diesem Zusammenhang interessant, die „*libri di famiglia*“ mit den Stadtchroniken zu vergleichen, die häufig auf die Genealogie einiger wichtiger Familien zugeschnitten sind. Es ist zu erwarten, daß auch hier die Frauen vor allem als Instrument für die Errichtung von verwandtschaftlichen Banden Erwähnung finden. So zum Beispiel in den *Clarorum Ligorum Elogia* von Umberto Foglietta (1573), der nach einer Reihe von Männern, die durch Heiligkeit oder kriegerische Taten zu Ruhm gelangten („*ad magnas opes populorumque dominatum pervenerunt*“), vier Frauen aus genuesischen Familien anführt, die an ausländische Fürsten verheiratet wurden.⁵⁷

So scheint das Modell der patrilinearen Sukzession sowohl das Bild der Verwandtschaftsbeziehungen wie auch das Bild der Geschichte in den europäischen Kulturen strukturiert zu haben. Jedoch soll die Bedeutung und vor allem das tatsächliche Gewicht dieses Modells nicht übertrieben werden. Ausgesprochen patrilineare Strukturen wie jene, die Christiane Klapisch für das Florenz der Renaissance nachgewiesen hat, sind in der europäischen Geschichte keineswegs eine Konstante. Während Historiker wie Duby und Klapisch für spezifische Perioden und Kontexte die sehr starken agnatischen Bindungen in der Familie hervorgehoben haben, ist für die Anthropologen, die die Geschichte der europäischen Familie über längere Zeiträume untersuchen, nicht das Patrilinearprinzip das typischste Merkmal, sondern die Bilateralität, d.h. die Gleichwertigkeit der Verwandtschaftsbeziehungen aus der männlichen und aus der weiblichen Linie. Und nach der Meinung anderer Historiker, wie David Herlihy, waren noch im Früh- und Hochmittelalter in Europa Spuren der Matrilinearität vorhanden.⁵⁸

57 Umberto Foglietta, *Clarorum Ligorum Elogia*, Rom 1573, 260 – 262.

58 Zur Dualität der Verwandtschaftsbeziehungen in Europa siehe Jack Goody, *The Development of the Family and Marriage in Europe*, Cambridge 1983. Zu Spuren der Matrilinearität siehe D. Herlihy, *Land, Family and Women in Continental Europe*, 701 – 1200, in: Susan Mosher Stuard Hg., *Women in Medieval Society*, Pennsylvania 1976, 13 – 46. Weiters die kritischen Anmerkungen Herlihy's zu den Thesen von Christiane Klapisch bezüglich der patrilinearen Tradition in Florenz: Vorwort zu Christiane Klapisch, *Women, Family and Ritual in Renaissance Florence*, Chicago 1985, X. Eine weitere kritische Rezeption der Thesen von Christiane Klapisch bei S. Chojnacki, *The Power of Love: Wives and Husbands in Late Medieval Venice*, in: M. Erler und M. Kowalewski Hg., *Women and Power in the Middle Ages*, Georgia 1988, 126 – 148.

Wir können also in verschiedenen Kontexten und Perioden erhebliche Abweichungen in der Darstellung der Frau als Objekt der Geschichte erwarten, je nachdem, in welchem Ausmaß Chronik und Genealogie die mehr oder weniger patrilineare oder bilaterale Struktur der Verwandtschaftsgruppen widerspiegeln. So hat schon vor vielen Jahren Betty Bandel auf vielsagende Unterschiede bei der Darstellung der Frauen in einigen mittelalterlichen Chroniken hingewiesen. In englischen Chroniken, die nach dem Einfall der Normannen entstanden, gilt eine Frau in herrschender Position als Ausnahme, und ihre Tugenden bei der Ausübung dieser Rolle werden als „männlich“ definiert. Doch in den vornormannischen Chroniken, bei Beda zum Beispiel, gilt die Ausübung eines verantwortungsvollen politischen oder administrativen Amtes durch eine Frau nicht als außergewöhnlich. Hier fehlt also die patrilineare Vorstellung, daß nur Männer legitime politische Autorität besitzen können.⁵⁹ Auch andere mittelalterliche Chroniken räumen der Frau einen Platz ein. In der Chronik der Franken von Gregor von Tours zum Beispiel werden die Frauen als gesellschaftlich einflußreich beschrieben. Noch im 17. Jahrhundert lernt das Fräulein von Montpensier bei der Lektüre Gregors das leuchtende Vorbild verschiedener fränkischer Fürstinnen kennen, deren Unabhängigkeit diese Heldin der Fronde nachzueifern trachtet.⁶⁰ Für verschiedene Perioden und Aspekte der europäischen historiographischen Tradition scheint das Klischee von der Ausgrenzung der Frauen aus dem Feld der Geschichtsschreibung tatsächlich unbegründet.

Wann also verschwinden die Frauen aus den Geschichtsbüchern? In einem Essay über die Behandlung der Frauen in der historiographischen Tradition Frankreichs kommt Susan Mosher Stuard zu einem ebenso überraschenden wie interessanten Schluß. Ihrer Meinung nach sind Frauen in den französischen Chroniken und Geschichtshandbüchern – mit wechselndem Stellenwert – immer präsent, und zwar von der Zeit Gregors von Tours bis hinauf zur Romantik; in den Texten der Romantiker sogar außergewöhnlich stark.⁶¹ Erst in der Dritten Republik, mit dem Aufkommen der „wissenschaftlichen“ Geschichtsschreibung, so Stuard, „verschwinden die Frauen in einem schwindelerregenden Tempo aus

59 B. Bandel, *The English Chroniclers' Attitude Towards Women*, in: *Journal of the History of Ideas* XVI, 1 (1955), 113 – 118.

60 Mlle de Montpensier, *Mémoires* (1718), in: Michaud-Poujoulat, *Nouvelle Collection des Mémoires*, Paris 1838, Bd. IV, Abschn. 3, 447, 1. Vgl. Hipp, *Mythes et réalités*, 135, wie Anm. 33.

61 Susan Mosher Stuard, *Fashion's Captives: Medieval Women in French Historiography*, in: *Women in Medieval History*, 59 – 80, wie Anm. 9. Vielleicht sind die Werke der romantischen Historiker aufgrund der tiefen Verbindung zwischen Geschichte und Roman in der Romantik so sehr vom Thema der geschlechtlichen Identität geprägt. Man denke nur an Michelet, der einerseits die Tradition der Berühmten Frauen mit ihrer allegorischen und moralischen Komponente wieder aufgreift, der aber auch, in „La sorcière“ zum Beispiel, etwas für mich völlig Neues schafft, als historische Darstellung des Lebens der Frauen. Über die zentrale Rolle der Darstellung des Männlichen und Weiblichen bei einem anderen romantischen Historiker, Augustin Thierry, siehe L. Gossmann, *Augustin Thierry and Liberal Historiography*, in: *History and Theory* XV, 4 (1976), 69 ff.

den Geschichtsbüchern“. Die neue – akademische und professionelle – Geschichtsschreibung muß sich von der ihr vorausgegangenen literarischen Historiographie abheben, und die Nichterwähnung der Frauen ist eines der Mittel, mit denen sich die Positivisten von den romantischen Historikern unterscheiden können. Frauen sind ein Teil jenes „Lokalkolorits“, das für den historischen Roman geeignet sein mag, jedoch für eine seriöse Geschichtsschreibung höchst unschicklich ist und daher aus dem historiographischen Text eliminiert wird. Wir dürfen nicht vergessen, daß genau zur selben Zeit die Biographie streng von der Historiographie getrennt wird und als historiographische Gattung an Ansehen verliert, wird sie doch mit jener „historischen Belletristik“ assoziiert, von der sich die Historiker nun geflissentlich lossagen.⁶² Die Abwertung der Frau in der Historiographie des späten 19. Jahrhunderts als banales anekdotisches Element scheint auch mit der Ablehnung der biographischen und belletristischen Dimension zusammenzuhängen. Die Geschichte großer Frauen z.B. überlebt in eben dieser historischen Belletristik oder in einer anekdotischen Geschichte des Privatlebens, die von den neuen Dimensionen der streng wissenschaftlichen Forschung völlig getrennt ist.⁶³

Hier soll angemerkt werden, daß die Professionalisierung der Geschichtsschreibung und ihre Verwandlung von einer literarischen Gattung in eine wissenschaftliche Disziplin wichtige Konsequenzen nicht nur für die Frau als Objekt der Historiographie, sondern auch für die Stellung der Frau als Historikerin hat. In einem Aufsatz zum Beitrag der Frauen zur Historiographie von 1750 bis 1940 in Großbritannien, Frankreich und den USA hat Bonnie Smith klar nachgewiesen, daß die Professionalisierung der Geschichte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zumindest in einer ersten Phase, die weiblichen Historiker in den Hintergrund drängte. Das ist auch verständlich: sowohl Memoirenliteratur als auch Biographie, zwei Formen der „Partikulargeschichte“, zu der die Frauen traditionell einen bedeutenden Beitrag geleistet haben, kommen jetzt in Mißkredit. Der Graben zwischen „Partikulargeschichte“ und allgemeiner Historiographie wird neu gezogen und wird zur tiefen Kluft zwischen Amateuren und Professionals der Geschichtsschreibung. Aber auch in dieser marginalisierten Situation schreiben die Frauen weiter Geschichte. Einige zwischen dem späten 19. und dem frühen 20. Jahrhundert entstandene Klassiker der Frauengeschichte, wie *Woman under Monasticism* von Lina Eckenstein (1896), stammen von Historikerinnen ohne akademische Stellung (und auch innerhalb der akademischen Welt des 20. Jahrhunderts gibt es bedeutende Ausnahmen von

62 Zur Trennung zwischen Geschichte und Biographie am Ende des 19. Jahrhunderts siehe Momigliano, *Development of Greek Biography*, 2 ff, wie Anm. 26.

63 Hughes, *Invisible Madonnas*, 44, wie Anm. 15, führt diese historiographische Darstellung des Privatlebens im ausgehenden 19. Jahrhundert auf das Überleben der Vicianischen Tradition zurück. Wichtige Beispiele für diese Art Geschichtsdarstellung sind P. Molmenti, *La storia di Venezia nella vita privata dalle origini alla caduta della Repubblica*, Turin 1880, und L. Frati, *La vita privata di Bologna dal secolo XIII al XVII*, Bologna 1900.

der Regel, daß Frauen Randfiguren bleiben müssen, wie z.B. Eileen Power).⁶⁴

Das Verschwinden der Frauen als Gegenstand der Historiographie in der besagten Epoche hat paradoxe Züge. Einerseits zwangen die strengeren Forschungskriterien zu ihrer Eliminierung, da sich die Präsenz der Frauen in den alten Geschichtssammlungen auf literarische und chronistische Quellen stützte und nicht auf die Erforschung von Dokumenten. Andererseits aber förderte das kritische Quellenstudium und die Herausgabe von Dokumentensammlungen — speziell zur wirtschaftlichen, sozialen und religiösen Geschichte — ernsthafte dokumentarische Beweise der Präsenz der Frauen in der Geschichte zutage. Allerdings blieb diese Dokumentation großteils ungenutzt. Sie warf keine Fragen auf und wurde auch nicht zur Interpretation herangezogen, weil sie in bezug auf das Schema weitgehend irrelevant blieb, das die Historiker der Analyse des Dokumentenmaterials unterlegten, ein Schema, das ganz auf die politische Historie als tragendes Element der Geschichtsschreibung zugeschnitten war. Nachdem die Frauen (was anachronistisch war) konzeptuell der Privatsphäre, oder noch schlimmer, der Banalität der Anekdotendichtung zugeordnet wurden, führte die Entdeckung von Dokumenten von sich aus nicht zur Produktion von Frauengeschichte. Nach S. M. Stuard zeigt sich dies vor allem in den in dieser Zeit veröffentlichten synthetischen Werken wie die *Universalgeschichte Lavisse* (1892 — 1901), in der die Herausgeber selbst Kriterien für den Umgang mit dem Material aufgestellt haben, wonach eine Erwähnung der Frauen als reine Anekdote zu unterbleiben hatte. „Wenn Frauen überhaupt vorkamen, dann im Illustrierten Lavisse, wo die Bilder eine Botschaft von der historischen Rolle der Frauen übermittelten, die vom Erzähltext gelegnet wurde.“⁶⁵

64 B. Smith, The Contribution of Women to Modern Historiography in Great Britain, France and the United States, in: *American Historical Review*, LXXXIX, 1984. Zur Randstellung der Frauen innerhalb der American Historical Association siehe Joan W. Scott, *American Women Historians 1884 — 1894*, in: Joan W. Scott, *Gender and the Politics of History*, New York 1988, 178 — 198. Zu Eileen Power siehe Nathalie Zemon Davis, *History's Two Bodies*, in: *American Historical Review*, LXXXVIII, 1988, 25 — 27. Es ist interessant festzuhalten, daß die Erinnerung an Historikerinnen auch in den Handbüchern der Geschichte der Historiographie jener Periode ausgelöscht wird; so scheint nur der Name *einer* Frau (Mme de Staël) unter den Autoren in der „Geschichte der neueren Historiographie“ von Eduard Fueter (München und Berlin 1911) auf. Namen, die man eigentlich erwarten würde, wie Catherine Macaulay, die Autorin einer „*History of England*“ (1763 — 83), die jener von Hume Konkurrenz machte, kommen nicht vor, genausowenig wie Caritas Pirckheimer, obwohl ihrem Bruder, dem Humanisten Willibald Pirckheimer, eine Seite gewidmet ist, und obwohl ihre „Denkwürdigkeiten“ schon seit über einem halben Jahrhundert gedruckt waren. Auch die Memoirenschreiberinnen werden nicht erwähnt, obwohl das Werk den „kleineren“ historiographischen Gattungen, wie eben der Memoiristik, Aufmerksamkeit schenkt. Hingegen hatten die gelehrten Traktate des 16. und 17. Jahrhunderts über die Geschichte der akademischen Disziplinen weibliche Autoren sehr wohl berücksichtigt. So erwähnt „*L'histoire des histoires*“ von La Popelinière (Paris 1599), eine Art bibliographisches Verzeichnis antiker und neuerer Historiker, vier Frauen (392 — 393, 461, 487). In der „*Ars historica*“ lobt Vossius Anna Comnena, die byzantinische Historikerin (1083 — 1148) als Vorbild für Wahrhaftigkeit in der Geschichtsschreibung (54, wie Anm. 27).

65 Mosher Stuard, *Fashion's Captives*, 67, wie Anm. 61.

In der positivistischen Geschichtsschreibung ist es demnach die Dimension der allgemeinen Geschichte, die Dimension der Synthese, welche die historische Präsenz der Frauen stillschweigend auslöscht. Diese Dimension triumphiert vor allem in den für die Schulen verfaßten allgemeinen Geschichtssammlungen, den Handbüchern. Wie Stuard hervorhebt, ist dies auch die Zeit, in der die Frauen Zugang zur höheren Schulbildung erlangen. Bestimmte Handbücher wie die *Histoire de la civilisation* von Charles Seignobos (1885 – 1887) werden eigens für den Gebrauch an Frauengymnasien geschrieben, aber paradoxerweise wird gerade in Texten dieser Art die historische Präsenz der Frauen auf ein Minimum reduziert oder geleugnet.

„Im Gegensatz zu den Frauen früherer Generationen lernen die Lyzeumschülerinnen, die mit den Werken der allgemeinen Geschichte wie der von Seignobos vertraut gemacht werden, eine Kulturgeschichte, in der Frauen keine Rolle spielen. Lektionen über die Geschichte exemplarischer Frauen werden in die Volksschule verbannt.“⁶⁶

Die Erfahrung, ein Geschichtshandbuch zu lesen, in dem die Frauen nicht vorkommen – eine Erfahrung, für die sich die jugendliche Jane Austen mit dem kleinen, aber gut gezielten Pfeil ihres Sarkasmus in Form der *History of England* revanchiert hatte – war nicht zu ihrer Zeit, aber später dann eine Erfahrung, die jedes Mädchen durchmachen mußte. Wir dürfen nicht vergessen, daß vor dem 19. Jahrhundert Geschichte keinen nennenswerten Anteil an der Allgemeinbildung der Schulkinder hatte, und ihre Aufnahme in die Lehrpläne aller Schulstufen ist relativ jungen Datums.⁶⁷ Die Planlosigkeit ihrer Schulbildung mag außerdem viele junge Frauen davor behütet haben, ein Handbuch zu Gesicht zu bekommen, aus dem ihnen die eigene Bedeutungslosigkeit in der Geschichte bewußt geworden wäre.⁶⁸ Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dagegen waren solche Handbücher ein Massenphänomen; und es wird vor allem Teil des sozialen Lernprozesses jedes Mädchens, Texte zu lesen, die auf der einen Seite die Frauen ignorieren und auf der anderen Seite vorgeben, eine allgemeingültige Erzählung der Geschichte zu liefern.

Ich bin versucht, hier – wenn auch nur vorläufig – den Schluß zu ziehen, daß das Klischee der Abwesenheit der Frauen in der Geschichte zum großen Teil auf die Tradition der seit dem Ende des 19. Jahrhunderts

66 Ebd., 66 – 67. Über die Handbücher der Geschichte in der III. Republik siehe R. Robin, Los manuales de historia de la Tercera República Francesa: un problema de hegemonía ideológica, in: M. Monteforte Toledo Hg., El discurso político, Mexico 1980, 245 – 280.

67 Arnaldo Momigliano, Dalla storia universale all'insegnamento della storia, in: Arnaldo Momigliano, Tra storia e storicismo, Pisa 1985, insbes. 60 – 77.

68 Anne Thackeray Ritchie, Chapters from some unwritten memoirs, New York 1895. Hier beschreibt Anne Thackeray Ritchie, die Tochter des Erzählers W. M. Thackeray und eine wichtige Stimme in der langen Tradition der Memoirenautorinnen, folgendermaßen ihren Geschichtsunterricht als Mädchen, eine, wie sie selbst sagt, „zusammenhanglose und fragmentarische Erziehung“: „Die Erzählungen von Macaulay, Ivanhoe und Der Talisman, Herodot, Die Geschichte der Hebräer von Milman; dahinter erstreckte sich in unserer Vorstellung ein bedrückend endloses Chaos, zurück bis zur Zeit Karls des Großen.“ (43)

geschriebenen Handbücher der Geschichte zurückgeht, jene Industrie der Universalgeschichte, die auch heute noch floriert.

Ich will den Einfluß dieser Handbücher nicht übertreiben. Eine der positivsten Aspekte des Handbuchs, wie wir alle wissen, liegt darin, daß man es so schnell wieder vergißt. Doch was wir da vergessen, sind *Fakten* und *Daten*, das Oberflächenmaterial, das wir auswendig lernen müssen. Vielleicht vergessen wir jenen Teil weniger leicht, der in dem Handbuch als implizite Botschaft vermittelt wird, das, was nicht auswendig gelernt werden muß und vielleicht deswegen tief in unserem Gedächtnis haften bleibt: das Bild der Zeit als Ablauf dynastischer Sukzessionen oder als ein zwischen den Reichen hin- und herwogender Kampf um die Vorherrschaft, das die traditionelleren Handbücher prägt; oder, in den „aktualisierten“ Handbüchern, das Bild der historischen Zeit als unaufhaltsame Entfaltung von Prozessen – von der Industrialisierung bis zum technischen „Fortschritt“ – mit denen verglichen die Erinnerung und die Erfahrung des Einzelnen kaum von Bedeutung sind. Wir vergessen leicht die Daten und die Ereignisse, aber nicht so leicht die im Handbuch implizit vermittelte Hierarchie der historischen Relevanz: der Vorrang des Staatlichen vor dem Lokalen zum Beispiel, oder der Vorrang der Institutionen vor den informellen Prozessen; und vor allem der Vorrang des *Allgemeinen* vor dem *Partikularen*, wohl die wichtigste Botschaft, die uns das Handbuch schon allein durch seine Form suggeriert.

Und in diesem Bewußtsein wollen wir uns nun drei neueren Handbüchern der Frauengeschichte zuwenden.

Drei Handbücher und die Beharrlichkeit eines Schemas

Hier haben wir den seltenen Fall, daß der Titel genau die Linie des Inhalts widerspiegelt: *Becoming Visible*, *Connecting Spheres* und *A History of Their Own*⁶⁹ geben Ansatz und Zielsetzung jedes dieser Bücher treffend wieder. *Becoming Visible* (1977, 2. Auflage 1987), das erste Handbuch für Frauengeschichte mit systematischer Intention, spiegelt den für die 70er Jahre typischen Ansatz der „women's studies“ wider, nämlich die Frauen in das Blickfeld jener Disziplinen zu rücken, in denen sie bisher immer ignoriert worden waren. *Connecting Spheres* (1987) vertritt ein jüngeres Ziel: die Frauengeschichte in den Rahmen der „allgemeinen Geschichte“ einzufügen. Und *A History of Their Own* (1989) schließlich zeigt schon im Titel eine andere Strategie an: die Frauengeschichte als

69 Renate Bridenthal u.a. Hg., *Becoming Visible: Women in European History*, Boston 1987 (1. Auflage 1977). M. J. Boxer und J. H. Quataert Hg., *Connecting Spheres: Women in the Western World, 1500 to the Present*, New York 1987. B. S. Anderson und J. P. Zinsler, *A History of Their Own: Women in Europe from Prehistory to the Present*, 2 Bde., New York 1988 – 1990. (Der 2. Band ist so neu, daß er von mir in diesen Aufzeichnungen nicht mehr berücksichtigt werden konnte). Ich möchte auch auf ein von mir nicht behandeltes Handbuch hinweisen, das einen kürzeren Zeitraum beschreibt: B. G. Smith, *Changing Lives: Women in European History since 1700*, Lexington, Mass. 1989. J. O'Faolain und L. Martines, *Not in God's Image, Women in History from the Greeks to the Victorians*, New York 1973, ist eine Sammlung von Dokumenten mit Kurzkommentaren, die vom didaktischen Standpunkt aus noch brauchbar sein kann.

eigenen Bereich und spezifische Disziplin darzustellen und zu legitimieren.

Die Spannung zwischen Separation und Integration, zwischen Spezifität und Allgemeingültigkeit ist natürlich ein zentrales Problem für jedes neue Forschungsgebiet. Im Fall der Frauengeschichte spiegelt sich in dieser Spannung nicht nur der offensichtliche Gegensatz zwischen den neuen „Erkenntnissen“ der historischen Forschung über die Frauen und der Schwerfälligkeit der „normalen“ historiographischen Wissenschaft. Die unterschiedlichen Strategien dieser Handbücher geben ganz spezifisch das besondere Umfeld wider, in dem sich die Frauengeschichte in der akademischen Kultur der USA entwickelt. Denn einerseits wurde die Frauengeschichte von den amerikanischen Historikern allgemein akzeptiert (und vielleicht auch als Gebiet mit Nachholbedarf erkannt), aber sie wurde als sektorielle und separate Disziplin akzeptiert, als eines jener „partikularen“ Felder – wie z.B. die Geschichte der ethnischen „Minderheiten“ – die aufgrund ihrer Stellung als „Minderheitengeschichte“ eben nicht mit der traditionellen Geschichte als allgemeine Geschichte oder „mainstream history“ konkurrieren konnten.⁷⁰ Andererseits wird heute in der akademischen Welt und besonders außerhalb die Notwendigkeit erkannt, das Curriculum jeder Disziplin kritisch zu überprüfen und deren Regeln dahingehend zu ändern, daß die Perspektive der Frauen (oder anderer „Minderheiten“) berücksichtigt wird.⁷¹ Daher einerseits die Möglichkeit, den Status der Frauengeschichte als sektorielles und separates Feld der Forschung zu bestätigen, aber andererseits auch die Möglichkeit, das neue Wissen über die Frauen in die „allgemeine“ Geschichtsschreibung einzubringen. Vor dem Hintergrund dieser Option bietet jedes der drei Handbücher in seinem allgemeinen Ansatz, in der Organisation des Materials und in der Auswahl der Themen eine der möglichen Lösungen. Sehen wir sie uns der Reihe nach an.

Was an der Neuauflage von *Becoming Visible* sofort auffällt, ist die enorme Bereicherung gegenüber der Ausgabe von 1977, sowohl vom empirischen als auch vom theoretischen Standpunkt.⁷² Das Buch spiegelt den Fortschritt der Wissenschaft auf vielen Gebieten wider. So mußten die Abschnitte über die Geschichte der Antike und vor allem des Mittelalters komplett umgeschrieben werden (und auch so können sie die Fülle der laufenden Forschungsarbeit nur zum Teil abdecken). Fragen, denen man sich in der alten Ausgabe nur von der Sekundärlite-

70 Joan W. Scott, *Women's History: The Emergence of a Field*, in: Peter Burke Hg., *New Perspectives on Historical Writing*, London 1989.

71 Zur Frage der Integration der „Women's Studies“ in den allgemeinen Lehrplan siehe S. Hardy Aiken u.a., *Trying Transformations: Curriculum Integration and the Problem of Resistance*, in: *Signs* 12/2 (Winter 1987), 255 – 275. M. L. Anderson, *Changing the Curriculum in Higher Education*, in: ebd., 222 – 254. Eine Nummer des „Women's Studies Quarterly“, 1/2 (1988), ist der Diskussion verschiedener Erfahrungen mit der Lehre der Frauengeschichte gewidmet. In Italien hat A. Rossi Doria dieses Problem aufgegriffen: A. Rossi Doria, *Ricerca e didattica nella storia delle donne*, in: *Memoria* 9 (1983), 20 – 27.

72 Ein wertvoller Führer durch die in den letzten Jahren geleistete Forschungsarbeit ist die Bibliographie: L. Frey u.a., *Women in Western European History: A Select Chronological, Geographical and Topical Bibliography*, 2 Bde., London 1982. Weiters ein „First Supplement“, London 1986.

ratur her annäherte, werden hier anhand originaler und spezifischer Forschungen behandelt (z.B. in dem Aufsatz von Merry Wiesner über *Frauenarbeit in der frühen Neuzeit*).⁷³ Das ganze Buch atmet ein Gefühl der Frische, der offenen Forschung, die Freude über eine empirische Entdeckung und gleichzeitig über eine Veränderung von Denkschemata – für mich zumindest eine neue Erfahrung beim Lesen eines Handbuches.

Die formale Struktur, die Erzählweise von *Becoming Visible*, hält sich an das chronologische Schema eines konventionellen Handbuchs: von der Vorgeschichte bis zur Jetztzeit. Dieses konventionelle Schema wird jedoch von dem ausdrücklichen Engagement belebt, die konventionellen Wendepunkte der europäischen Geschichte kritisch zu hinterfragen. Herzstück der ersten Ausgabe von *Becoming Visible* war der bedeutende Essay von Joan Kelly *Did Women Have a Renaissance?*, der eine noch heute offene Frage aufwarf, nämlich die Anwendbarkeit der traditionellen Einteilung in Kategorien und Perioden auf die historische Erfahrung der Frauen. (Dieser Essay von Joan Kelly findet sich in der neuen Ausgabe abgedruckt und der ganze Band ist passenderweise dem Andenken an Joan Kelly gewidmet.)

Did Women Have a Renaissance? hat eine Diskussion ausgelöst, die maßgeblichen Einfluß auf die Frauengeschichte hatte und hat.⁷⁴ Beim Durchlesen aus heutiger Sicht zeigt dieser Aufsatz seine Grenzen, denn natürlich wissen wir heute viel mehr über die Frauen in der Zeit der Renaissance als Joan Kelly vor zehn Jahren wissen konnte. Das von ihr vorgeschlagene Kriterium der „Freiheit der Frauen“ (das sie anhand der Parameter des modernen Feminismus definierte), um die Situation von Frauen in verschiedenen historischen Epochen zu bewerten, scheint mir, aus heutiger Sicht, zu grob und muß unweigerlich zu anachronistischen Verfälschungen führen. Aber trotz allem bleibt der Aufsatz von lebenswichtiger Bedeutung, zwingt er uns doch, uns einem zentralen Problem zu stellen: Wieviel von dem, was wir an historischem Wissen ererbt haben, gilt auch für Frauen? Wir brauchen die pädagogische Kraft dieser Frage nicht zu unterstreichen. Ihre Wirkung wird vor allem dann offenbar, wenn der Aufsatz – und diese Anregung soll sowohl für die eigene Lektüre wie für die Ermunterung zur Lektüre gelten – zusammen mit dem Kapitel über die Renaissance in einem beliebigen traditionellen Handbuch gelesen wird. Was dann sofort bewußt wird, ist der falsche Allgemeinheitsanspruch vieler Behauptungen in konventionellen Werken. Eine Reihe von Verallgemeinerungen wird sofort falsifiziert oder in Frage gestellt. Es ergibt sich nicht nur die Vielzahl der Perspektiven, aus der Geschichte geschrieben werden kann, sondern wir sehen vor allem die falsche Sicherheit, die illusorische Verlässlichkeit der Information aus dem konventionellen Handbuch. In diesem Sinn kann *Becoming Visible* also als eine Art Gegenhandbuch verwendet werden.

73 M. E. Wiesner, *Working Women in Renaissance Germany*, New Brunswick, N.Y. 1986.

74 Eine Diskussion des Essays von Joan Kelly bei: D. Herlihy, *Did Women Have a Renaissance? A Reconsideration*, in: *Medievalia et Humanistica*, 1985. M. E. Wiesner, *Women's Defense of Their Public Role*, in: M. B. Rose Hg., *Women in the Middle Ages and the Renaissance*, Syracuse 1986, 1 – 28. Eine ganz andere Linie scheint hingegen R. De Maio in „*Donna e Rinascimento*“, Mailand 1987, zu verfolgen.

Weil dieses Buch nach traditionellen chronologischen Grundsätzen aufgebaut ist, haben die AutorInnen der diversen Beiträge angesichts der Herausforderung durch Joan Kelly die Wahl zwischen zwei Lösungen. Die erste besteht darin, unter Beibehaltung der traditionellen Periodisierung die Folgen eines bestimmten historischen Phänomens, das in der traditionellen Historiographie bereits als wichtig eingestuft wurde, für die Frauen zu untersuchen. In dieser Sichtweise erscheint die Frauengeschichte als Beseitigung einer Lücke im historischen Text, als Ergänzung der Schilderung eines bereits bekannten Phänomens, die aber dessen Perzeption nicht wesentlich ändert. Diesen Weg schlugen zum Beispiel die Beiträge von Elizabeth Fox-Genovese zur Aufklärung und von William Monter zur Reformation ein. Der andere Weg ist der, daß die konventionelle Zeiteinteilung selbst in Frage gestellt wird und man versucht, spezifische Wendepunkte für die Frauengeschichte auszumachen, die von der traditionellen Geschichtsschreibung ignoriert wurden. Beispiele für diesen zweiten – schwierigeren, aber auch interessanteren – Ansatz sind die Aufsätze von McNamara, Wemple und Stuard über die Spätantike und das Mittelalter, die insgesamt eine tiefgehende und radikale Revision des traditionellen Bildes dieser Periode der europäischen Geschichte bieten. Weiters zeigt sich in diesen Beiträgen, daß die heute von der Frauengeschichte gestellten Fragen komplexer sind als die Fragen der 70er Jahre. Versuchte man ursprünglich vor allem, die historische Präsenz der Frauen sichtbar zu machen, ist das zentrale Problem heute, wie aus zahlreichen Beiträgen des neuen *Becoming Visible* hervorgeht, die gesellschaftliche Herausbildung der geschlechtsspezifischen Identität, d.h. der Versuch einer Annäherung an jenen Prozeß, durch den in spezifischen Kontexten männliche und weibliche Identität ständig entsteht und sich verändert, in der täglichen Interaktion und in den Tiefenstrukturen des Zusammenlebens von Männern und Frauen.

Was bei der Lektüre dieser Aufsätze den stärksten Eindruck hinterläßt, ist ihre Fähigkeit, unsere historische Sensibilität nachhaltig zu reaktivieren, das, was uns schon bekannt oder selbstverständlich schien, zutiefst neu und faszinierend erscheinen zu lassen. Die Wirkung, die sie ausüben, ist, möchte ich sagen, die einer *Entfremdung* – was wir zu kennen glaubten, erscheint unvermutet fremd, den vertrauten Schemata entzogen, die unsere Aufnahmefähigkeit des Historischen abstumpften. Diese Entfremdung zwingt uns urplötzlich, uns – in einem epistemologisch heilsamen Schock – der Distanz und der Differenz zwischen uns und der Vergangenheit bewußt zu werden. Die Fähigkeit zur Entfremdung ist meiner Meinung nach ein wesentlicher Aspekt einer echten historischen Wissensvermittlung, vor allem in einem pädagogischen Text wie dem Handbuch. Hingegen haben die Handbücher bisher sehr oft den Effekt, daß sie ein falsches Gefühl der Vertrautheit mit der Vergangenheit erzeugen – das Gefühl, daß wir, sobald wir gelernt haben, was in dem betreffenden Kapitel über ein bestimmtes Phänomen gesagt wird, dazu alles wissen, was es zu wissen gibt. So kann das Handbuch die geschichtliche Neugier abtöten, anstatt sie zu wecken. Mit dieser Fähigkeit, Entfremdung hervorzurufen, scheint mir *Becoming Visible* hingegen seiner Berufung als Gegenhandbuch treu zu sein.

Wenn *Becoming Visible* unter Beibehaltung der Chronologie des traditionellen Handbuches dennoch eine Art kritischen Kontrapunkt zu

dieser Chronologie bietet, so verfolgt *Connecting Spheres* ein anderes Ziel, und zwar die Integration der Frauengeschichte in den Kontext der allgemeinen Geschichte Europas ab 1500. Nach einer Phase der „Entdeckung“ – so erfahren wir in der Einleitung – würde sich nun für die Frauengeschichte eine neue Phase auf tun, die der „Integration des neuen Wissens über die Frauen in die traditionelle politische und ökonomische Geschichtsdarstellung“. Ist *Becoming Visible*, wie wir gesehen haben, eine Art Gegenhandbuch, so deklariert sich *Connecting Spheres* eindeutig als integratives Handbuch.

Während *Becoming Visible* als Serie von im wesentlichen eigenständigen Aufsätzen von jeweils verschiedenen AutorInnen konzipiert ist, strebt *Connecting Spheres* nach einer einheitlicheren Perspektive vermittelt einer Kombination von Überblicksdarstellungen aus der Feder der beiden Herausgeberinnen, und Fallstudien, in denen verschiedene AutorInnen eine spezifische Forschungsarbeit (in vereinfachter Form) präsentieren. Diese Fallstudien haben exemplarische Funktion: Sie sollen illustrieren, welche Fragen, dokumentarische Belege, konzeptuelle Techniken in der Frauengeschichte zum Einsatz kommen. Die Überblicksdarstellungen hingegen sollen der Synthese dienen, die Fülle der spezifischen Untersuchungen zur Frauengeschichte in Beziehung zur „allgemeinen Geschichte“ setzen.

Einige der hier verwendeten Fallstudien sind hochinteressant, z.B. der Aufsatz von Sara Hanley, *Family and State in Early Modern France: the Marriage Pact*, in dem anhand einer Reihe von Prozessen wegen heimlicher Eheschließungen vor dem „Parlement“ von Paris im 16. und 17. Jahrhundert der enge Zusammenhang zwischen dem nun stärkeren Bestimmungsrecht der Väter über die Verheiratung ihrer Söhne und Töchter und der Durchsetzung der staatlichen Autorität in Fragen wie dem – bisher in die Kompetenz der Kirche fallenden – Eherecht aufgezeigt wird. Der Aufsatz ist gleichzeitig ein Beitrag zur Geschichte des modernen Staates und der patrilinearen Familienstruktur (sowie zu verschiedenen Möglichkeiten und Strategien von Männern und Frauen innerhalb der Familie).⁷⁵ Was die Beziehung zwischen Frauengeschichte und allgemeiner Geschichte betrifft, so spricht dieser Aufsatz für sich und braucht keine integrierende „Überblicksdarstellung“. Vielleicht ist es der scharfe Kontrast zu Aufsätzen dieser Art, in denen die Verbindung zwischen Fragen der Frauengeschichte und Fragen der institutionellen Geschichte an spezifischen Beispielen dargestellt wird, der den allgemeinen Integrationsansatz der „Überblicksdarstellungen“ so enttäuschend erscheinen läßt. Diese „Überblicksdarstellungen“ geraten – sicher gegen die Absichten der Autorinnen – zu äußerst verschwommenen und verkürzten Resumés historischer Prozesse, deren Komplexität sie eigentlich aufzeigen sollten. Sie bewegen sich auf einem derart allgemeinen Niveau, daß die Behauptung irgendeiner These praktisch unmöglich wird (und der Leser/die Leserin kaum eine Chance hat, etwas Konkretes zu lernen). Die hier gebotene Synthese (wenn man überhaupt von Synthese sprechen kann) ist unscharf, konfus, voll von Verallgemei-

⁷⁵ Für eine komplexere Version dieses interessanten Essays siehe S. Hanley, *Engendering the State: Family Formation and Statebuilding in Early Modern France*, in: *French Historical Studies* XVI, 1 (1989).

nerungen ohne präzisen Nachweis, und sie strotzt von Sätzen wie dem folgenden:

„Die Reformation und die damit zusammenhängende Entwicklung des Merkantilismus brachten neue Gefühle mit sich, die im Laufe der Zeit die Familie der frühen Neuzeit zu ihrem Gegenstück in der späten Neuzeit wandelten.“ (34)

Ich frage mich, was StudentInnen durch eine solche Behauptung vermittelt wird, wenn nicht das Gefühl der Geschichte als mysteriöse Verwandlung einer Abstraktion (die Familie der frühen Neuzeit) in eine andere Abstraktion (die heutige Familie), durch die ebenfalls mysteriöse Vermittlung zweier weiterer Abstraktionen (die Reformation und der Handelskapitalismus). Die Luft in diesen Überblicksdarstellungen ist äußerst dünn. Die in den Sozialwissenschaften so gern verwendeten abstrakten Begriffe „Erbschaftsmodelle“, „Fruchtbarkeitsraten“, „geschlechtsspezifische Arbeitsteilung“ kommen hier gehäuft vor, oft ohne einen konkreten deskriptiven Kontext, der ihre Bedeutung erläutern würde. Ich habe natürlich nichts gegen die Verwendung dieser Begriffe, aber ich habe das Gefühl, in einer Lawine der Abstraktionen begraben zu werden, wenn sie alle auf einmal daherkommen, in Sätzen wie dem folgenden:

„Neue soziale Spielregeln tauchten nun auf, die Erbschaftsmodelle, Fruchtbarkeitsraten, Familienbildung und geschlechtsspezifische Arbeitsteilung beeinflussten.“ (42)

Man hat den Eindruck, daß diese Überblicksdarstellungen hastig abgefaßt wurden (unter dem Druck des Marktes wahrscheinlich, denn an den amerikanischen Hochschulen herrscht derzeit großer Bedarf an integrativen Handbüchern). *Becoming Visible* hatte den Vorteil, daß jeder Autor, jede Autorin zwar auch eine Synthese erstellte, jedoch im jeweils eigenen Fachgebiet. Die beiden Verfasserinnen der Überblicksdarstellungen in *Connecting Spheres* müssen hingegen allein ein sehr breites Feld abdecken. Bei manchen Themen schlagen sie sich ehrenhaft (z.B. die Flexibilität der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der vorindustriellen Phase und die Haltung der Zünfte zur Frauenarbeit), bei anderen wiederum sind sie in offenkundiger Bedrängnis. Zum Teil lösen sie das Problem mit nichtssagenden Behauptungen – wenn man sagt, daß die Familie der frühen Neuzeit sich über die Reformation und den Merkantilismus zur modernen Familie gewandelt hat, so kann nichts schiefgehen. Bisweilen aber führt sie die Technik der „Montage von Verallgemeinerungen“ in schwieriges Terrain. Im folgenden ein Beispiel dafür: die „Synthese“ des Erbrechts in der frühen Neuzeit, das ja tatsächlich eine zentrale Frage der Frauengeschichte darstellt:

„Mit der Einführung des römischen Rechts in vielen europäischen Ländern des XIII. Jahrhunderts war der Familienvater – sofern er kein anderslautendes Testament hinterließ – der alleinige Herr und Verfügungsberechtigte über den Familienbesitz. Die adeligen Familien benützten dieses Gesetz, um für die Söhne das Erstgeburtsrecht (welches die anderen Söhne dazu zwang, eine Karriere beim Militär oder in der Kirche zu versuchen) und für die Töchter

die Mitgift einzuführen, wobei letztere häufig eine recht großzügige Entschädigung für deren Verzicht auf Erbensprüche an Grund und Boden darstellte.“ (35 – 36)

In Wirklichkeit hat das römische Recht, oder genauer, das Justinianische Recht, die Gleichstellung von Söhnen und Töchtern im Erbrecht bestätigt. Daraus die Praxis abzuleiten, daß die Töchter von der Erbschaft vermittlels der Aussteuer ausgeschlossen wurden, scheint mir ein Fehlgriff. Die Juristen der Neuzeit erkannten sehr wohl diese Diskrepanz zwischen dem römischen Recht und den Regeln, die die Frauen von der Erbfolge fernhielten. Um einen von ihnen, Etienne Pasquier, zu zitieren:

„Man nehme die Erbfolgerechte in unseren Landen – man spreche über diese Gesetze mit Kaiser Justinian, und dieser wird euch sagen, daß es nichts Unvernünftigeres gibt als die Ungleichheit zwischen Mann und Frau in der Frage der Erbschaft.“⁷⁶

Aber mit Kaiser Justinian haben die Herausgeberinnen von *Connecting Spheres* offenbar nicht gesprochen.

Ich will mich von „der Leidenschaft des Kritisierens“, wie Mabillon es nannte, nicht gänzlich hinreißen lassen. Mir scheint es übrigens, daß das wahre Problem bei *Connecting Spheres* viel tiefer sitzt als solche gelegentlichen Lücken in der historischen Information. Die Gründe für das Scheitern des Buches liegen nach meiner Auffassung in der Zielsetzung selbst, die Frauengeschichte in die „traditionelle politische und ökonomische Historiographie einzufügen“. Zur Erreichung dieses Zieles bieten uns die „Überblicksdarstellungen“ eine Serie flüchtiger Skizzen über: Die Reformation und die Frauen; Der absolutistische Staat und die Frauen; Die Professionalisierung und die Frauen; Die wissenschaftliche Revolution und die Frauen, und so weiter. Das Bild der allgemeinen Geschichte ändert sich nicht und Frauengeschichte bekommt den Stellenwert einer Ergänzung, eines Anhängsels, das den Sinn der grundlegenden, von der traditionellen Historiographie bereits erkannten Prozesse nicht beeinflußt. Die innovative Kraft der Frauengeschichte geht so zum Großteil verloren. Und nicht zufällig bestätigt das Buch ein zutiefst traditionelles Geschichtsbild, das von den Kategorien ‚Politik‘ und ‚Wirtschaft‘ bestimmt wird.

Wenn, wie wir gesehen haben, die Lektüre von *Becoming Visible* als *entfremdende* Erfahrung bezeichnet werden kann, bei der uns eine scheinbar vertraute und selbstverständliche Landschaft mit einem Mal

76 Etienne Pasquier, zit. bei Huppert, *Idea of Perfect History*, 155. Zum egalitären Charakter des Justinianischen Rechts bezüglich der Intestaterbfolge vgl. *Corpus Juris Civilis, Novellae, CXVIII*, in der Ausgabe Schoell-Kroll, Berlin 1895. Siehe B. Biondi, *Il diritto romano cristiano*, Mailand 1954, III, 230 – 241. Zum Ausschluß der Töchter aus der Erbfolge durch die Mitgift bleibt das Werk von M. Bellomo grundlegend: M. Bellomo, *Ricerche sui rapporti patrimoniali fra i coniugi*, Mailand 1961. Siehe auch Diane Owen Hughes, *From Brideprice to Dowry in Mediterranean Europe*, in: *Journal of Family History* III (1978), 262 – 296. Eine neuere Kritik an Bellomo bei J. Kirshner, *Wives' Claims against Insolvent Husbands*, in: Kirshner und Wemple, *Women of the Medieval World*, 256 – 303, wie Anm. 20.

in einem völlig neuen Licht erscheint, so hat man beim Lesen der *Connecting Spheres* ein wenig den Eindruck, einen vorgegebenen und stereotypen Weg zu beschreiten. Mich hat es an die von Kracauer beschriebene Situation der Leser der „allgemeinen Geschichte“ erinnert:

„So werden willige Leser sicher durch die Zeit geleitet. Sie sind etwa in der gleichen Lage wie jene Karawanen von Urlaubern und Touristen, auf die man allerorten in Europa stößt – ohne Auswege, ohne Gelegenheit, von der vorgeschriebenen Route, die ihre jeweiligen Reise-Agenturen planten, abzuweichen.“⁷⁷

So wie die Tourismusindustrie mit fixen Routen operiert, so operiert die Industrie der Geschichtshandbücher mit vorgegebenen Erzähl-schablonen. *Connecting Spheres* zahlt einen hohen Preis dafür, daß es unkritisch das konventionelle Schema der „allgemeinen Geschichte“ übernommen hat, denn so wird die Frauengeschichte zur „harmlosen Ergänzung“⁷⁸ unseres traditionellen Geschichtsbilds, anstatt die Gelegenheit zu einer kritischen Überprüfung dieses Bildes zu nützen.

Ein völlig anderer Ansatz erwartet uns hingegen in *A History of Their Own*. Zunächst einmal wird die chronologische Dimension entschlossen beiseite gelassen und dem Buch ein räumliches Schema unterlegt. Im Vordergrund stehen die Konstanten (und die Wandlungen) im Leben der Frauen in unterschiedlichen historischen Räumen: die bäuerliche Welt, die Kirchen, die Burgen der Ritterzeit; Frauen in den Städten, vom Mittelalter bis zum Ancien régime; an den Höfen der absolutistischen Monarchien; in den Salons; in den Industriestädten. Vielleicht sollten wir hier nicht von räumlichen Kategorien sprechen, sondern noch eher von einer „historischen Ökologie“ des Lebens der Frauen. Dieser Blickwinkel macht *A History of Their Own* im Vergleich zu den beiden anderen Handbüchern wesentlich hellhöriger für Themen aus dem Alltag, aus der materiellen Kultur, für die Riten, die dem Leben wie dem Tod einen Sinn geben; Themen, die eine Öffnung des historischen Textes bewirken, hin zu den Beiträgen der Anthropologie und der Volkskunde. In der Forschungsarbeit mag das selbstverständlich sein, aber in einem Handbuch scheint es mir etwas völlig Neues; jedenfalls im Vergleich zu den beiden anderen besprochenen Handbüchern, wo diese Themen durch Abwesenheit glänzen. Auch in *Becoming Visible* zum Beispiel beschränkt sich das Auftreten der Anthropologie auf das obligate Gastspiel im Kapitel über die Vorgeschichte.

Außerdem – und das ist gar nicht so banal – sprechen hier die *Frauen*. Die Autorinnen der Überblicksdarstellungen in *Connecting Spheres* sind zu sehr damit beschäftigt, die großen Ereignisse und ihre Folgen für die Frauen in der Sprache der Soziologie zu beschreiben, als daß sie die Frauen selbst zu Wort kommen ließen. In *A History of Their Own* ist der Erzählrhythmus langsamer und läßt uns Zeit, den Quellen zu lauschen. Wer das Buch liest, dem kann das Vergnügen zuteil werden,

77 Siegfried Kracauer, *General History and the Aesthetic Approach*, in: *History. The Last Things Before the Last*, New York 1969, 179. Dt. Übers.: *Geschichte. Vor den letzten Dingen*. Schriften 4, Frankfurt a.M. 1971, 168.

78 Kritische Überlegungen zur Frauengeschichte als „harmlose Ergänzung“ in: Scott, *Women's History*, wie Anm. 70.

Bruchstücke aus einem russischen Wiegenlied, aus einem Gedicht von Mary Collier — Poetin und Wäscherin aus dem 17. Jahrhundert — oder aus einer Vision von Juliana von Norwich zu finden. Sicher ist es auch hier nicht genug. Entgegen dem Klischee von den so spärlichen historischen Belegen von Frauen selbst, bin ich überzeugt, daß viele Aspekte des Lebens von Frauen anhand der schriftlichen Zeugnisse von Frauen studiert und vor allem gelehrt werden können.⁷⁹

Der interessanteste Aspekt des „ökologischen“ (im Gegensatz zum chronologischen) Ansatzes von *A History of Their Own* liegt darin, daß der Kontext wichtiger wird als das Ereignis. Es ist typisch für dieses Buch, daß dasselbe Ereignis mehrere Male im Text auftaucht, jedesmal mit der spezifischen Bedeutung, das es für eine bestimmte Gruppe von Frauen hatte. So zum Beispiel kann ein Krieg oder eine religiöse Bewegung in verschiedenen Kapiteln wiederkehren, jeweils gesehen aus der Sicht jener Gruppe von Frauen, der das Kapitel gewidmet ist. Diese Idee der mehrfachen und aus verschiedenen Blickwinkeln präsentierten Darstellung scheint mir sehr interessant und stellt für ein Handbuch sicher ein Novum dar. Natürlich kann und soll ein bestimmtes Ereignis von verschiedenen Punkten aus beleuchtet werden, aber im allgemeinen werden die verschiedenen Perspektiven der zentralen Stellung des Ereignisses selbst untergeordnet, welches — dank des Kunstgriffs der chronologischen Dimension — als etwas hingestellt wird, das einfach da und an sich schon wichtig ist, unabhängig von den unterschiedlichen Gesichtspunkten, von denen man es betrachten mag. So bleiben zum Beispiel in *Connecting Spheres*, aber auch in bestimmten Abschnitten von *Becoming Visible*, die Protagonisten der Geschichte die großen Vorgänge, auch wenn sie vom Standpunkt der Frauen aus neu bewertet werden. Die Erzählung dreht sich um den objektiven Ablauf dieser Prozesse in der Zeit, und nicht um ihre verschiedenen Erfahrungsweisen. In *A History of Their Own* passiert das Gegenteil: die Pluralität der Gesichtspunkte wird — auch in der Erzählweise selbst — zum roten Faden der Geschichte, was einer Umkehrung des für die traditionellen Handbücher typischen Schemas gleichkommt.

Es muß jedoch gesagt werden, daß auch in *A History of Their Own* diese Umkehrung nicht vollständig gelungen ist, daß das Ziel, von einer chronologischen zu einer „ökologischen“ Erzählweise zu kommen, dem Kontext den Vorrang vor dem Ereignis zu geben, nicht immer gleich entschlossen verfolgt wurde. In vielen Fällen bleibt die Beschreibung anekdotenhaft, ohne Tiefgang. Elemente, deren entscheidende Bedeutung wir in einem Netz von Bezügen erahnen, bleiben verschwommen und flüchtig. Nur ein Beispiel: Mitgift, Morgengabe, „dower“, diese so verschiedenen und komplexen Transaktionen bei der Eheschließung, deren Bedeutung für die Frauen uns die historische Ethnographie (Chri-

79 Man muß z.B. die schönen Anthologien lesen, die Katharina Wilson Schriftstellerinnen in verschiedenen europäischen Sprachen gewidmet hat, um den Reichtum an historischem Material zu begreifen, der in diesen Texten enthalten ist und erst jetzt nach und nach publiziert und studiert wird: K. M. Wilson Hg., *Medieval Women Writers*, Athen 1984. K. M. Wilson Hg., *Women Writers of the Renaissance and Reformation*, Athen und London 1987. K. M. Wilson und F. J. Warnke Hg., *Women Writers of the Seventeenth Century*, Athen und London 1989.

stiane Klapsch sei hier genannt) gezeigt hat, werden hier auf eine nebensächliche und konfuse Weise abgehandelt (die noch dazu dem aktuellen Forschungsstand über diese Themen nicht gerecht wird). Einige Teile des Buches lassen darüber hinaus jeden Zusammenhang vermissen. Zum Beispiel sind das erste und das letzte Kapitel von *A History of Their Own* dem Versuch gewidmet, das „Erbe der Tradition“ bzw. den „Aufstand gegen das Erbe“ durch die europäischen Frauen zu untersuchen (das letzte Kapitel ist, wie man sich vorstellen kann, eine intellektuelle Geschichte des Feminismus). In dem Kapitel über die „ererbten Traditionen“ wird die Darstellung der Frau in den antiken Kulturen (Griechen, Römer, Juden, Germanen und Christentum) überprüft, und dieser Corpus von Ideen wird summarisch in „Traditionen, die die Frauen unterdrückten“ und „Traditionen, die den Frauen Macht gaben“ unterteilt. Dieser Ansatz scheint mir nicht nur simplizistisch und verkürzend, sondern vor allem zutiefst ahistorisch. Das Prinzip des Vorrangs für den Kontext wird hier völlig mißachtet. Anstatt sie in ihrer jeweiligen Bedeutung in konkreten Umfeldern und für bestimmte Gruppen von Frauen zu analysieren (wie dies bei den „großen Ereignissen“ der konventionellen Historiographie geschieht), werden diese Ideen ohne jeden Zusammenhang und in bezug auf eine abstrakte weibliche Identität beschrieben.

Und damit komme ich zu dem Punkt, der mir an diesem Buch am unverständlichsten ist. In der Einleitung schreiben die Verfasserinnen, daß das Projekt einer Frauengeschichte als eigener Forschungsbereich dadurch gerechtfertigt ist, daß „die geschlechtliche Identität der wichtigste Faktor war, der das Leben der Frauen in Europa gestaltet hat“ (XV). Die Autorinnen erklären dann, daß sie nur zögernd zu diesem Schluß gekommen sind:

„Aufgrund unserer bisherigen Befassung mit europäischer Geschichte nahmen wir zunächst an, daß Unterschiede der historischen Periode, der Klasse und der Nationalität für Frauen ebenso wichtig seien wie für Männer. Unsere Forschungsarbeit hat uns gezeigt, daß diese Annahme falsch war. Wenn gleich Unterschiede der geschichtlichen Periode, der Klasse und der Nationalität auch für Frauen wichtig sind, so sind sie doch um einiges weniger wichtig als die Gemeinsamkeiten, die sich aus der geschlechtlichen Identität ergeben. ... Immer wieder haben wir gefunden, daß das Leben der Frauen von Konstanten bestimmt wurde, die auf eben dieser Identität basieren.“ (XV)

Ich sehe hier einen Anflug von Essentialismus, die Idee einer unveränderlichen weiblichen Natur, die mir in paradoxem Widerspruch zur ganzen Struktur des Buches zu stehen scheint, das ja der allgemeinen „weiblichen Identität“ die Diversifizierung in mehrere Kategorien mit je anderen Erfahrungen entgegenstellt. Es ist, als ob absurderweise die geschichtlich so unterschiedliche Erfahrung des Frau-Seins der Forderung geopfert würde, Frauengeschichte als eigenes Forschungsfeld zu rechtfertigen.

Ein Handbuch der Frauengeschichte zu schreiben ist, wie wir sehen, ein schwieriges und riskantes Unterfangen, und auch ich – wie die eingangs zitierte Heldin bei Jane Austen – bewundere den Mut derer, die sich diesem Unternehmen stellen. Zunächst einmal besteht die

Gefahr, wieder nur „zur Qual für kleine Buben und Mädchen“ zu schreiben. Dann, wie wir gesehen haben, gibt es das Risiko, daß man vergißt, mit Kaiser Justinian zu sprechen. Die größten Risiken ergeben sich aber schon daraus, daß frau die Form des Handbuches wählt.

Das Handbuch ist keine neutrale Form, sondern vielmehr eine Form, die mit einer spezifischen pädagogischen Absicht geschaffen wurde, als man den Geschichtsunterricht an den Schulen einföhrte. Die grundlegende pädagogische Botschaft des Hand- oder Lehrbuches scheint mir die Vermittlung eines synthetischen, eines „universalen“ Geschichtsbildes zu sein. Wie entsteht diese universelle Dimension? Man stellt Verallgemeinerungen auf, die bestimmte Unterschiede der historischen Erfahrung (zum Beispiel, aber nicht nur, den Unterschied zwischen Männern und Frauen) nicht ausdrücklich leugnen, aber doch stillschweigend als irrelevant hinstellen. Daher ist der chronologische Raster von so elementarer Bedeutung in einem Handbuch. Das Handbuch braucht ein allgemeingöltiges, abstraktes Kriterium, um das historische Material zu ordnen. Das chronologische Schema, die Idee der historischen Zeit als neutrale Zeit, als Chronologie, ermöglicht es, die Ereignisse in einem objektiven Medium darzustellen und scheinbar von den unterschiedlichen Standpunkten abzusehen, von denen aus die Ereignisse beschrieben werden können. So entsteht die Illusion einer „allgemeinen“ und einheitlichen Sicht der Geschichte, welche die Vielfalt der konkreten Erfahrungsweisen kaschiert, um nur ganz bestimmte Erfahrungsweisen zum Nachteil anderer hervorzuheben. Dies ist auch der Grund, warum die Forderung nach Einheit – oder Integration – ein weiteres typisches Merkmal des Handbuchs ist. Das Handbuch leidet unter einem ‚horror vacui‘, es steht unter dem Zwang, alles wissen zu müssen (und es überträgt diese Obsession auf den Leser). Ich kenne kein Handbuch, das Informationslücken offen zugibt, das von der noch zu leistenden Forschungsarbeit spricht, das das historische Wissen als offenen Prozeß und Historiographie als *Suche* bezeichnet.⁸⁰ Dies würde einem Eingeständnis der Unvollständigkeit und Fehlbarkeit gleichkommen, das sich das Handbuch nicht leisten kann, weil es im Gegensatz zu seinem Anspruch auf Allwissenheit und Allgemeingöltigkeit stehen würde.

Alle drei genannten Handbücher der Frauengeschichte stehen in dem Dilemma, daß sie die Form des Handbuches (d.h. eine zum Beispiel vom chronologischen Raster erzwungene Einheitlichkeit) mit der Vielschichtigkeit in Einklang bringen wollen, die sich aus der Frauengeschichte als Feld der Forschung ergibt. Alle drei müssen das Problem lösen, wie sie in dieser Form des Handbuches, die dazu neigt, Wissenslücken zu verschweigen, provisorisches Wissen zu endgöltigem Wissen zu verhärten und vor allem Fragen durch Behauptungen zu ersetzen, einen Bestand an neuem, fließendem und veränderlichem Wissen präsentieren sollen.

Es ist meines Erachtens kein Zufall, daß diese Handbücher immer dort versagen, wo sie sich eng an das Schema des traditionellen Handbuches halten. Es ist kein Zufall, daß in den Überblicksdarstellungen der

⁸⁰ Als Kritik zu diesem Aspekt des Handbuches bleiben die Bemerkungen von Marc Bloch in „Manuels ou Synthèses?“ nach wie vor göltig, in: *Annales d'histoire économique et sociale* V (1933), 70 – 71.

Connecting Spheres die Frische und die kritische Dimension der Frauengeschichte größtenteils verloren gehen. In *Connecting Spheres* wird der fertige Rahmen der allgemeinen Geschichte übernommen, wie eine Landkarte, in die die Erfahrung der Frauen als zusätzliches Element eingetragen wird, ohne vorher die Frage zu stellen, wie diese Karte gezeichnet und wie dieser allgemeine Rahmen aufgestellt wurde. Hier muß auf alle Fälle daran erinnert werden, daß die von uns übernommene historiographische Synthese – zumindest teilweise – für das Stereotyp der Abwesenheit der Frau in der Geschichte verantwortlich gewesen ist. Dieser angeblich allgemeine Rahmen basiert auf der stillschweigenden Prämisse der Unwichtigkeit des Unterschiedes zwischen Männern und Frauen sowie auf der Kategorisierung der Frauenerfahrung als banales Episodentum. Wir dürfen diesen Rahmen daher nicht unbesehen übernehmen.

Es scheint mir weiters kein Zufall, daß diese Texte die kritische Tragweite und das Innovationspotential der Frauengeschichte am besten dort widerspiegeln, wo sie sich versuchsweise am weitesten von der traditionellen Form des Handbuches entfernen. In *A History of Their Own* zum Beispiel geschieht dies in der Verlagerung des Schwerpunktes von den Ereignissen auf den Kontext, die es erlaubt, die Geschichte nicht als Entwicklung abstrakter Größen in der Zeit darzustellen, sondern als spezifische Erfahrungen in unterschiedlichen Beziehungsnetzen. Oder in *Becoming Visible* im Aufgreifen der Frage von Joan Kelly: Für wen gelten diese Verallgemeinerungen? Es geschieht in der kritischen Demontage des undurchschaubaren Gerüsts von Allgemeinheitsanspruch und Ungenauigkeit, hinter dem das wirklich historische Material, die Unterschiede, verborgen bleiben; und schließlich wieder in *Becoming Visible*, wo es gelingt, die Erfahrung der Frauen in der Vergangenheit als etwas Fremdes und Befremdendes darzustellen, die radikal verschiedenen Bedeutungen von „Frau-Sein“ im Laufe der Zeit näherzubringen, im Gegensatz zur Illusion einer unveränderbaren weiblichen Natur.

Aus den Erfolgen und Mißerfolgen dieser Handbücher gibt es viel zu lernen. So glaube ich mit Recht sagen zu können, daß ein Handbuch der Frauengeschichte heute nicht mit dem Anspruch geschrieben werden sollte, Frauengeschichte als eigenes Forschungsgebiet zu rechtfertigen, oder mit dem Anspruch, ein integriertes und einheitliches Wissensgebäude zu errichten, sondern nur mit dem Ziel, die sich aus der Forschungsarbeit ergebende vielfältige – nicht vereinheitlichte, nicht anonyme – Sicht von Geschichte zu erfassen und zu reflektieren. Dies muß notwendigerweise ein partieller Ansatz bleiben. Vor allem habe ich das Gefühl, daß es für die Frauengeschichte gefährlich ist, der Versuchung der Integration und Synthese zu erliegen, der Versuchung der „allgemeinen“ Dimension. Angesichts des Versuchs, die Frauengeschichte in die „allgemeine“ Geschichte einzubauen, müssen wir uns meiner Meinung nach unbedingt die Frage stellen, wie es überhaupt zur Unterscheidung zwischen „partikulär“ und „allgemein“, als Kategorien des von uns ererbten historiographischen Diskurses, gekommen ist.

Weiters lese ich aus diesen Handbüchern die Forderung ab, daß die Frauengeschichte pädagogische Formen, Formen der Weitergabe historischen Wissens finden muß, die sich von der Form des herkömmli-

chen Handbuches radikal unterscheiden. Eine Hoffnung, die ich an diese Bücher knüpfe, ist die, daß sie vor allem das Ende der Möglichkeit anzeigen, Universalgeschichte zu schreiben (und damit auch das Ende der Möglichkeit, überhaupt Handbücher zu schreiben, zur Qual von kleinen Buben und Mädchen). Frauengeschichte als „harmlose Ergänzung“ zur traditionellen Historiographie scheint mir bedenklich, weil dies eben gar nicht so harmlos ist, wie es aussieht. Sie kann ein Mittel sein, um einen neuen Anspruch auf Universalität anzumelden, den Anspruch, eine noch „universellere“ und „umfassendere“ Schilderung der Erfahrungen der Vergangenheit zu besitzen. Angesichts der Versuchungen der Universalität, die in der Form des Handbuches lauern, scheint es mir klüger, dem Beispiel anderer Frauen zu folgen, die einen Beitrag zur Geschichtsschreibung geleistet haben, und mit Madame de Motteville zu erklären, daß uns das Universelle nicht interessiert und wir stattdessen wirklich jenes Detail zu kennen wünschen, „das die Verfasser der allgemeinen Geschichte gar nicht kennen oder das sie zu minderwertig erachten, um es aufzuzeichnen“.

Übersetzt von Xaver Remsing